



Studienabschlussarbeiten

Sozialwissenschaftliche Fakultät

Kiermaier, Johanna:

Mutterschaft im Kontext von Migration
Postsozialistische Erfahrungen des Mutterseins in
Deutschland

Masterarbeit, Wintersemester 2022

Gutachter*in: Schmincke, Imke

Sozialwissenschaftliche Fakultät

Institut für Soziologie

Soziologie M.A.

Ludwig-Maximilians-Universität München

<https://doi.org/10.5282/ubm/epub.93670>

Masterarbeit für den Masterstudiengang Soziologie
an der
Ludwig-Maximilians-Universität München

Mutterschaft im Kontext von Migration
Postsozialistische Erfahrungen des Mutterseins in Deutschland

Dr. Imke Schmincke (Betreuerin)

Lehrstuhl für Soziologie und Gender Studies (Prof. Dr. Paula-Irene Villa)

Johanna Kiermaier (Studentin)

Abgabe: 01. Februar 2022

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	5
2	Mutterschaft im Wandel	9
2.1	Aktuelle Perspektiven auf Mutterschaft	10
2.2	Historische Perspektiven auf Mutterschaft	11
2.3	Bilder von Mutterschaft in Gesellschaftssystemen	13
3	Migration als soziologisches Feld	16
3.1	Migrationssoziologische Perspektiven im deutschsprachigen Raum .	16
3.2	Deutschland als Einwanderungsland?	18
3.3	Migration aus sozialistischen Ländern Europas nach Deutschland .	19
3.4	„Feminisierung“ von Migration	21
3.5	Verwobenheit von Mutterschaft und Migration	22
4	Methodisches Vorgehen	24
4.1	Sample und Zugang zum Feld	25
4.2	Datenerhebung	28
4.3	Datenauswertung	31
4.4	Reflexion und Limitationen des methodischen Vorgehens	32
5	Ergebnisse	35
5.1	Kategorie: Postsozialistische Erfahrung	35
5.1.1	Repression, Freiheit und Existenz	36
5.1.2	„Das war anders in Deutschland“	39
5.2	Kategorie: Alles für die Kinder?	42
5.2.1	Hoffnung auf ein besseres Leben – Migrationsentscheidung und Kindeswohl	43
5.2.2	Mutterschaft als Mehrfachbelastung	45
5.3	Kategorie: Mutterwerden als Praxis	48
5.3.1	Ambivalenz zwischen Erwartung und Praxis	48
5.3.2	Mutterschaft im kulturellen und intergenerationalen Kontext	51
5.3.3	Konfrontation mit und Aushandlung von Mutterschaftsvor- stellungen	53
6	Diskussion	57
7	Fazit	67

Literatur**69**

1 Einleitung

In meiner Masterarbeit, einer qualitativen Interviewstudie, setze ich mich mit dem Erleben von Mutterschaft im Kontext von Migration aus sozialistischen Ländern Europas nach Deutschland in den 1980er und 1990er Jahren auseinander. Mutterschaft und Migration werden dabei als Phänomene wahrgenommen, die biografisch und die eigene Lebenswelt betreffend als starke Ereignisse erlebt werden (können) und gleichzeitig gesellschaftlich höchst relevant sind (vgl. Herwartz-Emden 1995: 139; Tolasch 2016; Mecheril et al. 2013). Mutterschaft wird in einer alltäglichen Auffassung als bedingungsloses Fürsorgeverhältnis zwischen einer Frau und ihrem (meist) leiblichen Kind bezeichnet. Anders formuliert, soll Mutterschaft ein solches exklusives Verhältnis darstellen. Demgegenüber lässt sich mit einem soziologischen Blick Mutterschaft als vielschichtiges und an Bedeutungen und Vorstellungen aufgeladenes Phänomen beschreiben, das eng mit Weiblichkeit, Fragen nach Geschlechtlichkeit und dem Verhältnis der Geschlechter verbunden ist. Mutterschaften bezeichnen ganz allgemein die Lebenswelt von Müttern, die sich (meistens) an Schwangerschaft und Geburt anschließt und mit spezifischen Vorstellungen und Erwartungen verknüpft ist (vgl. Tolasch 2016: 45f.; Krüger-Kirn 2022: 13; Malich/Weise 2022: 39; Speck 2019; Thiessen 2019: 1141). In der Auseinandersetzung mit der (historischen) Entwicklung des Phänomens lässt sich explizit die Konstruiertheit von Mutterschaft aufzeigen. Dieser Erkenntnis folgend stellt sich Mutterschaft abhängig von spezifischen soziokulturellen Kontexten her und ist mit je bestimmten Vorstellungen von beispielsweise ‚guter‘ Mutterschaft verbunden (vgl. Herwartz-Emden 1995: 21f.; Schütze 1986; Mead 1958; Badinter 1988). Neben dem subjektiven Erleben von Mutterschaft im Kontext von Migration als solches interessiere ich mich in dieser Arbeit besonders für den migrationsbedingten Gesellschaftswechsel von Müttern¹ aus (ehemals) sozialistischen Staaten Europas in die kapitalistische und demokratische Gesellschaft Deutschlands. Die gesellschaftlich und rechtlich unterschiedliche Stellung der Frau in den jeweiligen Gesellschaftssystemen erscheint mir als eine besonders interessante Situation hinsichtlich der Migration von Müttern. Gesellschaftliche Unterschiede wie der institutionalisierten Norm der weiblichen Erwerbs- und Reproduktionsarbeit in

¹ Ausgehend von meinem Sample und dem empirischen Material handelt es sich bei als Frau bezeichneten Personen um weiblich gelesene cis Personen, die ein Kind gebären können. Wenn von Müttern gesprochen wird, sind Frauen gemeint, die mindestens ein Kind haben. Grundlegend umfasst das Muttersein soziale und biologische Mutterschaft, die sich in meinem Sample allerdings immer überschneidet. Obwohl die Formulierungen eine binäre Einteilung von Menschen in biologisch-weiblich bzw. Frau und biologisch-männlich bzw. Mann reproduzieren, werden sie der relevanten Literatur für die Arbeit und insbesondere der Selbstwahrnehmung der Interviewpartnerinnen gerecht.

den ehemals sozialistischen Ländern gegenüber der dominanten Vorstellung der ‚Hausfrau‘ in der BRD, die sich allerdings ab den 1980er Jahren zunehmend veränderte, lassen unterschiedliche Kontexte für Mütter vermuten (vgl. Vinken 2001: 8; Gysi/Meyer 1993: 141; Bonfiglioli 2020: 56). Die Migration nach Deutschland ermöglicht den betroffenen Personen einen direkten Vergleich der Situationen und kann sich so auf das Erleben des Mutterseins auswirken (vgl. Herwartz-Emden 1995). Dennoch soll ein expliziter Einfluss der Migration auf die Erfahrung von Mutterschaft der Arbeit nicht als gesetzte Annahme zugrunde liegen. Über die Beschäftigung mit Mutterschaft können vor diesem Hintergrund möglicherweise Aussagen über das weibliche Erleben im Kontext verschiedener Gesellschafts- bzw. Vergesellschaftungsformen getroffen werden (vgl. Bonfiglioli 2020: 56f.). Der historische Kontext der Migration, der den Rahmen des Forschungsinteresses bildet, lässt sich zunächst durch die Teilung Europas nach dem Zweiten Weltkrieg bis 1989 in sozialistische und kapitalistische Gesellschaften beschreiben. In der Auseinandersetzung mit den spezifischen Migrationsbewegungen scheint es schwierig zu sein, angemessene Formulierungen und Begrifflichkeiten zu wählen, die Differenzierungen wie ‚der Osten‘ gegenüber ‚dem Westen‘ nicht als gegebene Kategorien reproduzieren. Diese Migration als eine Bewegung von ‚Ost‘- nach ‚Westeuropa‘ zu bezeichnen – wie es beispielsweise Roswitha Breckner (2003, 2009) macht – impliziert weit mehr als nur die geografische, räumliche Wanderungsbewegung. ‚Ost‘ und ‚West‘ sind als politisch und gesellschaftlich aufgeladene Konstrukte zu verstehen, die mit einer Machtasymmetrie einhergehen und besonders wirkmächtig waren und sind. Die Staaten ‚Osteuropas‘ zeichneten sich durch sozialistische Gesellschaftssysteme aus und die Staaten ‚Westeuropas‘ durch kapitalistische und demokratische Gesellschaftssysteme. Mit Blick auf Europa in dieser Zeit drückte sich diese Trennung in ‚Ost‘- und ‚Westeuropa‘ durch macht- und geopolitische Aspekte wie undurchlässige Staatsgrenzen – dem sogenannten Eisernen Vorhang – aus (vgl. Breckner 2003: 17, 153)². Da sich der Kontext meines Forschungsinteresses auf Migrationserfahrungen aus sozialistischen Staaten Europas³ in die BRD

² Für weiterführende Auseinandersetzung zur Nutzung der Begrifflichkeiten: z.B. Arbeiten von Judy Batt (2013) oder Claudia Rauhut und Manuela Boatcă (2019).

³ Im Folgenden werde ich unter der Formulierung der sozialistischen Staaten Europas verschiedene Länder und Gesellschaften wie die Sowjetunion, Polen, Bulgarien, Rumänien oder Jugoslawien fassen. Dieses Zusammenfassen soll nicht bedeuten, dass die Staaten in einer homogenen Gruppe gedacht werden. Doch es gibt überschneidende strukturelle Aspekte, die sich bezüglich meines Forschungsinteresses in den genannten Gesellschaften zumindest ähnlich gestalten und relevant werden – wie z.B. die rechtliche und gesellschaftspolitische Situation von Frauen. Die Art und Weise des Sozialismus möchte ich in dieser Arbeit nicht bewerten und orientiere mich an folgender Formulierung des „(zumindest offiziell) real existierenden Sozialismus“ (Malich/Weise 2022: 41f.).

bzw. nach Deutschland⁴ in ebendiesem Zeitraum fokussiert, besteht die Annahme, dass Aspekte der Gegenüberstellung von ‚Ost‘ und ‚West‘ in der Untersuchung des Forschungsthemas eine gewisse Relevanz haben. In einer historischen Umbruchsituation zerfielen die sozialistischen Systeme ab 1989, was sowohl einen tiefgreifenden Wandel in den betroffenen Gesellschaften auslöste als sich auch auf das europäische Migrationsgeschehen massiv auswirkte. Durch den Anstieg weiblicher Migration seit 1989 sprechen Autor*innen von einer ‚Feminisierung‘ von Migration, der seitdem in der Migrationsforschung mehr Beachtung geschenkt wurde (vgl. Morokvasic 2003: 101; Morokvasic/Rudolph 1994: 24f; Kraler/Parnreiter 2005: 329; Lutz/Amelina 2017: 38). Um mich meinem Forschungsgegenstand mit einem qualitativen Forschungsdesign anzunähern, formuliere ich die Fragestellung dieser Arbeit wie folgt: *„Wie gestaltet sich das subjektive Erleben von Mutterschaft im Kontext von Migration aus (ehemals) sozialistischen Ländern Europas nach Deutschland?“*

Der Fokus der Untersuchung soll auf den subjektiven Erfahrungen, den Innenwelten und Relevanzen von Müttern liegen. Da nicht grundlegend davon ausgegangen werden soll, dass die Migrationserfahrung das Erleben von Mutterschaft beeinflusst, bildet die Migrationssituation ‚nur‘ den Rahmen der Untersuchung. Die Fragestellung ist dabei so formuliert, dass der Bezug zu Migration und eine Verwobenheit mit Migration im Erleben von Mutterschaft eine zentrale Rolle spielen können, aber nicht müssen. So kann einerseits die Offenheit gewährleistet sein, dass sich Migrationserfahrungen im persönlichen Erleben nicht in jeder Situation zentral für betreffende Personen darstellen. Andererseits steht die Person nicht ‚nur‘ für ihre Migration, sondern die Migrationserfahrung fügt sich als ein Aspekt des biografischen Verlaufs in einen größeren Zusammenhang (vgl. Breckner 2003: 16). Die Relevanz für die Auseinandersetzung mit diesem Thema ergibt sich einmal daraus, dass es im bisherigen Forschungsstand deutlich unterrepräsentiert ist und es einer aktuellen Bearbeitung des Themas bedarf. Zudem ergibt sich die Wichtigkeit daraus, dass gerade die subjektiven Deutungen und das subjektive Erleben migrierter Frauen bzw. Mütter in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts im wissenschaftlichen Diskurs und in der Geschlechterforschung marginalisiert und nicht sichtbar genug zu sein scheinen (vgl. Herwartz-Emden 2022: 79). Mit dieser Arbeit sollen das Erleben und die Deutungen von Müttern im Kontext ihrer Migrationserfahrung in den Blick rücken und Mutterschaften so sichtbar gemacht werden. Um den subjektiven Sinn, die Deutungen, das Erleben und die Innenwelten

⁴ In der Arbeit werde ich den Begriff BRD für ‚Westdeutschland‘ zwischen 1949 und 1990 und den Begriff Deutschland für die wiedervereinigte bundesdeutsche Gesellschaft nach 1990 nutzen.

von Müttern rekonstruieren zu können, eignet sich insbesondere ein qualitatives Vorgehen und ein interpretativer Zugang (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014: 126). Deshalb nähere ich mich den Erzählungen und Deutungen von Mutterschaft mit den methodischen Vorgehensweisen und den methodologischen Konzepten der (Reflexiven) Grounded Theory Methodologie nach Breuer, Muckel und Dieris (2019). Als Erhebungsinstrument nutze ich das qualitative Leitfadeninterview, um den notwendigen Raum in den Erzählungen zu ermöglichen und gleichzeitig den thematischen Fokus der Fragestellung verfolgen zu können. Insgesamt führte ich vier leitfadengestützte Interviews mit vier Frauen, die Mütter sind und in den 1980er und 1990er Jahren Polen, Bulgarien und dem damaligen Jugoslawien in die BRD bzw. nach Deutschland migrierten. Im Schnitt waren die Interviewpartnerinnen zum Zeitpunkt des Interviews 62 Jahre alt und lebten in einer deutschen Großstadt. Für die Bearbeitung der Fragestellung ist notwendig, einen umfassenden Überblick über Literatur zum subjektiven Erleben von Mutterschaft und Migration in der geschlechtersoziologischen und migrationswissenschaftlichen Debatte zu bekommen. Da mögliche Herausforderungen und das Erleben der betreffenden Personen nicht anhand einzelner Kategorien wie Geschlecht, Alter, Bildungsstatus oder Herkunft betrachtet werden kann, soll der Arbeit eine intersektionale Perspektive zugrunde liegen (Lutz/Amelina 2017: 21ff.). Dennoch erscheint es für die Analyse und Auswertung des Datenmaterials sinnvoll, bestimmte Aspekte zunächst mehr oder weniger getrennt voneinander zu betrachten. Als Themenkomplexe meine ich hier einerseits Mutterschaft und andererseits Migration.

Um mich angemessen mit der Fragestellung auseinandersetzen zu können, ist die Arbeit wie folgt aufgebaut: Zunächst werde ich die Perspektive auf Mutterschaft, die dieser Arbeit zugrunde liegt, darlegen. Dann wird die Entwicklung der Konzepte von Mutterschaft, Mütterlichkeit und Mutterliebe im Zuge des Übergangs zur modernen Gesellschaft und der Wandel der Konzepte in den Blick genommen. Aufgrund des Fokus meiner Arbeit werde ich mich intensiv mit jeweils dominanten Mutterschaftsvorstellungen und Politiken in der BRD bzw. Deutschland und den staatssozialistischen Gesellschaften Europas in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts beschäftigen. In einem weiteren Theoriekapitel werde ich migrationswissenschaftliche Konzepte und Begrifflichkeiten darlegen sowie in einem deskriptiven Teil auf die ‚deutsche‘ Gesellschaft als Ankunftskontext von Migration aus sozialistischen Staaten Europas eingehen. In Hinblick auf die empirische Arbeit werde ich in einem weiteren Kapitel mein methodisches Vorgehen darlegen und reflektieren. Im zweiten Teil der Arbeit stelle ich die Ergebnisse meiner qualitativen Interviewstudie anhand der drei Hauptkategorien der Analyse dar, in denen sich die beiden

Dimensionen Mutterschaft und Migration überschneiden und so ein Spannungsfeld aufmachen. Die erste Kategorie befasst sich mit der postsozialistischen Erfahrung der Interviewpartnerinnen, die als geteilte Lebenswelt den Rahmen für das Erleben der Mütter bildet. Sie stellt die Grundlage für die Analyse insofern dar, als die geteilte Erfahrung die Lebensrealitäten und die Weltanschauung der Interviewpartnerinnen prägt. In einer zweiten Kategorie stelle ich dar, dass sich das Erleben von Mutterschaft im Kontext der Migrationserfahrung durch die zentrale Stellung des Kindeswohls prägt und gestaltet. In der dritten Kategorie arbeite ich heraus, dass die Erzählungen von der Prozesshaftigkeit des Mutterwerdens geprägt sind. Mutterschaft stellt sich den Interviewpartnerinnen nicht als intuitiv weibliche Praxis dar. Mit der Geburt des ersten Kindes erkennen sie, dass Mutterschaft eine Praxis ist, die sich kontinuierlich herstellt und erlernt werden muss. Schlussendlich werde ich die Ergebnisse meiner empirischen Forschung vor dem Hintergrund der theoretischen und empirischen Arbeiten und Perspektiven des Forschungsstands zu Mutterschaft und Migration – sowie der Verwobenheit dieser Dimensionen – diskutieren.

2 Mutterschaft im Wandel

Mutterschaft ist ein an Bedeutungen, Zuschreibungen und Vorstellungen aufgeladenes Konzept, das als komplex zu beschreiben ist. Was oder wie Mutterschaft ist, wird gesellschaftlich kontinuierlich verhandelt und ist umkämpft. In der sozialwissenschaftlichen Auseinandersetzung wird einerseits der (historische) Wandel und andererseits die Wandelbarkeit von Mutterschaft – auch in der Forschungsperspektive – deutlich. So konkurrieren verschiedene Sichtweisen und Konzepte von Mutterschaft in sozialwissenschaftlichen Debatten miteinander. Mutterschaft⁵ ist seit Beginn der deutschsprachigen Geschlechtersoziologie Gegenstand der Forschung, da grundlegende Fragen nach Geschlecht und dem Verhältnis der Geschlechter sowie auch der Binarität der Geschlechterordnung verknüpft sind. In Vorstellungen von Mutterschaft wird seit jeher eine enge Verwobenheit von Mutterschaft und Weiblichkeit deutlich (vgl. z.B. Tolasch 2016: 45f.; Krüger-Kirn 2022: 13; Malich/Weise 2022: 39; Speck 2019; Thiessen 2019: 1141)⁶. Ein Überblick über

⁵ Im deutschsprachigen Raum wird Mutterschaftsforschung seit wenigen Jahren wieder mehr verfolgt. In den USA gilt Forschung zu Mutterschaft schon länger als etabliert (Tolasch/Rhea 2016: 11).

⁶ Der sozialwissenschaftliche Blick auf Mutterschaft ist zumindest in der deutschsprachigen Literatur als eurozentristisch einzuordnen. Insbesondere Perspektiven auf weiße, europäische oder US-amerikanische Mutterschaften spielen in der Betrachtung eine Rolle. Die Annahme, dass ein ‚modernes‘ Konzept von Mutterschaft seit der Entstehung der bürgerlichen Moderne im Zuge der Industrialisierung zu verorten ist, deutet bereits darauf hin (Vgl. Tolasch 2016:

die sozialwissenschaftliche Beschäftigung mit dem Thema Mutterschaft soll als Grundlage der Annäherung an meinen Forschungsgegenstand dienen.

2.1 Aktuelle Perspektiven auf Mutterschaft

Der grundlegende Blick auf Mutterschaft in dieser Arbeit beschreibt sich dadurch, dass Mutterschaft nicht als ontologisch wahrgenommen wird, sondern vielmehr als soziales Phänomen, das kontinuierlich hergestellt wird. Die aktuelle Geschlechterforschung fokussiert sich auf eine konstruktivistische Perspektive von Mutterschaft, die der Idee der gesellschaftlichen, kulturellen und sozialen Bedingtheit des Konzepts gerecht wird. Aufgrund bevölkerungspolitischer Ideale und daraus resultierender Normen bezüglich Geschlechts, Elternschaft und Familie wird Mutterschaft ein konstitutiver Charakter für Gesellschaft zugeschrieben. In der Konsequenz stellt sich Mutterschaft je nach gesellschaftlichem System und damit abhängig von spezifischen soziokulturellen Kontexten her und ist somit grundsätzlich veränderbar. In diesem Sinne scheint es zielführender, nicht von ‚der‘ Mutterschaft, sondern von Mutterschaften zu sprechen, um auch dem Aspekt gerecht zu werden, Mutterschaft als abhängig von raum-zeitlichen und soziokulturellen Kontexten zu betrachten (vgl. Tolasch/Rhea 2016). Vor diesem Hintergrund werden in der aktuellen deutschsprachigen Mutterschaftsforschung insbesondere Mutterschaft und Care (z.B. Speck 2014), Mutterschaft bzw. Elternschaft ‚jenseits‘ heteronormativer Vorstellungen (z.B. Haller/Schlender 2022; Peukert et al. 2020), Nicht-Mutterschaft (z.B. Diehl 2014) oder das Thema der bereuten Mutterschaft (Donath 2016) in den Blick genommen. Die unbedingte Verknüpfung von Weiblichkeit und Mutterschaft und damit einhergehende Naturalisierungen werden durch diese Arbeiten infrage gestellt (vgl. Thiessen 2019: 1142). Diese Arbeit fokussiert ihren Blick auf das subjektive Erleben von Mutterschaften. Da Mutterschaft auch interaktiv hergestellt wird, spielen auch Praxen von Mutterschaft eine Rolle – „im Fokus [steht], [...] was getan und gesagt wird, um Mutter zu sein und zu werden“ (Tolasch/Rhea 2016: 12). Hilfreich ist dabei die Unterscheidung zwischen Mutterschaft als Institution und Mutterschaft als Erfahrung von Adrienne Rich (1986), auf die sich Eva Tolasch (2016) bezieht:

Mutterschaft wird ausgehend von dem Stand der sozialwissenschaftlichen Debatte insofern als Institution [...] verstanden, als dass sie den Orientierungsrahmen darstellen, der das Handeln, Denken, Fühlen etc. von Personen vorstrukturiert bzw. den Rahmen bildet. Kollektive Selbstverständnisse von Mutterschaft werden durch unterschiedliche Vorstellungen, Institutionen und

66). Weiterführende Arbeiten z.B. von Yandé Thoen-McGeehan (2022), Anette Dietrich (2015), Shirley Ann Hill (2005).

etwa Politik basierend auf historischen Konventionen hervorgebracht. Das Mutterschaftshandeln hingegen bezeichnet das tägliche Tun von Frauen oder anderen Personen als Mütter innerhalb spezifischer Elternschafts-, Sorge- und Geschlechterkonstruktionen und Kontexten, die über Bedingungen und Ressourcen bestimmen (Tolasch 2016: 80f.).

Die sich gesellschaftlich wandelnden Muttervorstellungen der vergangenen Jahre und Jahrzehnte wirken auf das Tun von Mutterschaft. Trotz vermeintlicher Aufweichungen der Mutterrolle hin zu einer gleichberechtigteren Aufteilung von Care-Arbeiten in familiären Konstellationen führte der kontinuierlich zunehmende Fokus auf Kinder zu einer „Aufwertung“ der Mutterrolle, „die stark auf die Bedürfnisbefriedigung und die positive Förderung des Kindes ausgerichtet“ (Schadler 2016: 155) ist. Für die Auseinandersetzung mit dem subjektiven Erleben von Mutterschaft einerseits und damit verbundenen Muttervorstellungen und -bildern andererseits müssen intersektionale Verwobenheiten von Mutterschaft mit anderen sozialen Kategorien – neben Geschlecht bspw. race, class, Bildung, Herkunft oder Sexualität – mitgedacht werden (vgl. Tolasch 2016: 80; Bonfiglioli 2020: 59).

2.2 Historische Perspektiven auf Mutterschaft

Seit jeher unterliegt das Konzept um Mutterschaft sowie verbundene Vorstellungen von Weiblichkeit einem ständigen Wandel. Die Perspektive auf Mutterschaft und Normen bezüglich Mütterlichkeit sind heute andere wie noch vor Jahrzehnten und Jahrhunderten (vgl. Krüger-Kirn 2022: 13; Malich/Weise 2022: 39). Mit einem Überblick über historische Diskurse kann einerseits die Veränderbarkeit von Mutterschaft im Rückblick aufgezeigt werden und andererseits auf (historische) Diskurse um ‚die gute Mutter‘ eingegangen werden, deren Entwicklungen bis heute wirkmächtig sind. Zudem wird die Abhängigkeit jeweils dominierender Vorstellungen über Mutterschaft von zeit-räumlichen und damit kulturellen Kontexten deutlich. Insbesondere Elisabeth Badinter (1988), Barbara Vinken (2001), Yvonne Schütze (1986) und Ingrid Biermann (2002) leisteten einen grundlegenden Beitrag zur historischen Aufarbeitung von Mutterschaft, Mütterlichkeit und Mutterliebe. War vor der industrialisierten Gesellschaft noch eine gesamte Hausgemeinschaft, bestehend aus mehreren Generationen von Familie, Ammen, Gesinde und Dienstboten, sowohl durch Wohnen als auch Arbeit miteinander verbunden, so wurde auch die Betreuung von Kindern im Haus durch verschiedene Personen übernommen. Das Konzept des ‚Ganzen Hauses‘ löste sich mit der Herausbildung einer modernen Gesellschaft im 18./19. Jahrhundert auf und es kam zu einem Wandel der Arbeits-, Familien- und Geschlechterverhältnisse, der mit durch kapitalistische Produktionen sowie einer einhergehenden Individualisierung verbunden war

(Schütze 1986: 9). Es stellte sich eine Situation her, in der Weiblichkeit und Mutterschaft untrennbar waren (vgl. Herwartz-Emden 1995: 21f.; Schütze 1986; Badinter 1988). Arbeit wurde von nun an in eine Sphäre der Produktion außer Haus und Wohnen, Fürsorge und Kinderbetreuung in eine Sphäre der Reproduktion im Haus verlegt. Erstmals kam es dabei zu einer Vergeschlechtlichung der Lebensbereiche (vgl. Tolasch 2016: 45). Die bürgerliche Kleinfamilie stellte sich in einer Weise her, in der eine strikte Rollenverteilung vorgesehen war und besonders männliche Interessen im Vordergrund standen (ebd.: 10). Mit dem gesellschaftlichen Wandel änderten sich Vorstellungen von ‚guter‘ Mutterschaft und von Mütterlichkeit. Eva Tolasch (2016) spricht dabei von einer ‚neuen Qualität‘ der Aushandlung von ‚guter‘ Mutterschaft: „Mit neuer Qualität ist gemeint, dass sie die Geburtsstunde des ‚modernen Geschlechtsglaubens‘ und der modernen Familie charakterisiert“ (Tolasch 2016: 45). Die Norm von Mutterschaft speiste historisch immer aus spezifischen charakterlichen Eigenschaften einer ‚guten Mutter‘. Die bürgerliche Kleinfamilie konnte nur funktionieren, indem der weibliche Geschlechtscharakter die Mütterlichkeit und damit die Mutterschaft als ‚Natur‘ der Frau umfasste (vgl. Vinken 2001: 26; Hausen 2007[1976]). An dieser Stelle ist die Entstehung des sogenannten Filiationsprinzips zu verorten, das seitdem eine gewichtige Rolle in den Zuschreibungen an Mutterschaft spielt. Das Prinzip beschreibt die Zuständigkeit einer Frau für die Fürsorge des Kindes, das sie geboren hat (vgl. Speck 2019). Dieses ‚natürlicherweise‘ auf die Betreuung und Erziehung der Kinder fokussierte Mutterbild scheint bis heute – zumindest in Aspekten – wirkmächtig zu sein. Barbara Vinken (2001) schreibt:

Die Zuweisung der Alleinverantwortlichkeit für das Kind ist bis in die Gegenwart ein entscheidendes Mittel gewesen, die Gebärfunktionen der Frau mit ihrer ‚Natur‘ zu identifizieren und die Frau unter moralischen, und nicht nur moralischen Druck, zu setzen, diese Gleichung zu akzeptieren (ebd.: 27)

Besonders interessant ist der mythenartige Charakter dieser Mutterbilder, der die Ambivalenz zwischen Normvorstellungen und realer Gestaltung aufzeigt. Yvonne Schütze (1986) erkennt Idee der bürgerlichen Familie mit einer alleinverantwortlichen ‚guten‘ Mutter zunächst als nicht einlösbar (ebd.: 28). In der Entwicklung bis heute lässt sich eine zunehmende Zentrierung auf die Kinder und das Kindeswohl in der Vorstellung von Mutterschaft feststellen. „Die Mutter wird zur wichtigsten und unersetzbaren Fürsorgegeberin gegenüber dem Kind“ (Tolasch 2016: 51). In der Literatur wird sogar davon gesprochen, dass erst die „Erfindung der Kindheit“ (ebd.: 49) das moderne Bild der ‚guten‘ Mutter entstehen lassen konnte. Beck-Gernsheim (1989) formuliert es so: „Ein drastischer Wandel hat sich vollzogen,

auf eine Formel gebracht: ‚vom Kindersegen zur Kinderlast‘ (ebd.: 21). Auch sie verzeichnet in der Betrachtung historischer Diskurse bezüglich Mutterschaft eine zunehmende Fokussierung auf (vermeintliche) Bedürfnisse der Kinder. Neben der basalen Versorgung der Kinder werden die Notwendigkeit und Relevanz von Räumen, freizeitlichen Aspekten oder die frühe Förderung von Fähigkeiten Teil der mütterlichen Sorge relevant (ebd.). Eva Tolasch (2016) weist darauf hin, dass in der rückblickenden Betrachtung von Mutterschaftsvorstellungen eine intersektionale Betrachtung von Mutterschaft gewinnbringend ist. Denn ‚[d]ie kollektiven Selbstverständnisse darüber, was angemessene Mutterschaft ist, variieren je nach Kategorien sozialer Differenzierung wie etwa Schicht und Klasse, Arbeit und Geschlecht‘ (ebd.: 46). Betrachtet man die historischen Diskurse um Mutterschaft, wird deutlich, dass was oder wer als ‚gute‘ Mutter gilt, immer von kulturellen, gesellschaftspolitischen und ideologischen Aspekten abhängt.

2.3 Bilder von Mutterschaft in Gesellschaftssystemen

Die historischen Diskurse weisen bereits darauf hin, dass gesellschaftliche Verhältnisse Mutterschaft beeinflussen. Das können sich wandelnde Gesellschaftsverhältnisse, aber auch gesellschaftliche Strukturen aufgrund verschiedener politischer Systeme sein – inklusive kultureller Deutungsrahmen. Bezüglich dieser Arbeit ist interessant, dass in der deutschsprachigen Literatur zu Geschlechterverhältnissen und Mutterschaft die jeweiligen Mutterbilder der BRD und der DDR bzw. der BRD und allgemein staatssozialistischen Gesellschaften Europas verglichen werden. Das Verhältnis von Erwerbsarbeit und Weiblichkeit bzw. Mutterschaft ist dabei der zentrale Verhandlungspunkt. Frauen werden dabei gesellschaftlich und politisch als diejenigen gelesen, die Kinder gebären (können) (Vinken 2001: 38f.; Baerwolf 2014: 8ff.; Helwig 1993: 10ff.; Malich/Weise 2022: 41f.). Als Leitbilder der jeweiligen gesellschaftlichen Systeme entwickelte sich in den sozialistischen Staaten das Bild einer erwerbstätigen, emanzipierten Frau und Mutter und in der BRD das Bild der fürsorglichen, den Haushalt führenden Mutter. Die unterschiedlichen Vorstellungen von Mutterschaft bringen Implikationen für die Erwerbstätigkeit von Müttern und generell von Frauen mit sich. Der Ausbau von staatlicher Kinderbetreuung und -erziehung sowie die finanzielle Gestaltung der Müttersituationen spielen dabei eine erhebliche Rolle (vgl. Schütze 1986: 105; Vinken 2001: 40ff.; Toppe 2022: 94f.; Malich/Weise 2022: 41f.). Vertiefend soll ein Überblick über dominierende Mutterbilder und damit verbundene gesellschaftspolitische Strukturen der (zumindest offiziell) sozialistischen Staaten Europas gegeben werden. Nachdem es im Laufe des

20. Jahrhunderts in den sozialistischen Staaten zunehmend zur Norm wurde, dass Frauen insbesondere als Arbeiterinnen voll erwerbstätig wurden, kam es zu politischen Herausforderungen hinsichtlich der Fragen von Mutterschaft und folglich mit Themen wie der Bevölkerungsregulierung (vgl. Bonfiglioli 2020; Gysi/Meyer 1993: 139). So wurde beispielsweise (bezahlter) Mutterschaftsurlaub vor und nach der Geburt oder staatliche Kinderbetreuung in den meisten sozialistischen Ländern Europas nach 1945 institutionell festgeschrieben – wie in Bulgarien in der Verfassung⁷. Das Bild einer emanzipierten Frau und Mutter konnte so propagiert werden und gleichzeitig wurden Frauen zu den Hauptadressat*innen sozialistischer Familienpolitik gemacht. Gysi und Meyer zeigen (auf die Verhältnisse der DDR bezogen) die zentrale gesellschaftliche Rolle der Institution Familie auf, in der die Frauen für alle (Für)Sorgebeziehungen verantwortlich waren (ebd.: 140, 162). Einerseits war möglich, Erwerbstätigkeit und Mutterschaft zu vereinbaren und andererseits konnte so das gesellschaftspolitische Ziel erreicht werden, dass Frauen zu Müttern wurden und damit ‚genug‘ Kinder in der Gesellschaft aufgezogen wurden. Dieses politische Ziel wurde durch die besondere Aufmerksamkeit gegenüber gewissen Bedürfnissen von Müttern verschleiert, so schien ein Kinderwunsch bzw. die Idee der Mutterschaft als selbstverständlich zu werden (ebd.). Trotz der umfassend ausgebauten Kinderbetreuung und verschiedener Unterstützungen von Müttern, waren Frauen durch Mehrfachbelastungen getroffen. Verstärkt wurde das durch vergeschlechtlichte Arbeitsverhältnisse, da Frauen vermehrt in prekären Verhältnissen arbeiteten (vgl. Wippermann 2015). In der BRD hingegen unterschieden sich das Leitbild bezüglich von Mutterschaft und die allgemeine Situation von Frauen erheblich. Sowohl durch gesellschaftspolitische Bestrebungen als auch durch die gesetzten Strukturen entwickelte sich die Norm der Mutter hin zur ‚Hausfrau‘, die ausschließlich für die Erziehung der Kinder, das Führen des Haushalts und jegliche Care-Arbeiten verantwortlich war. Komplementiert war das Bild zudem durch die finanzielle und rechtliche Abhängigkeit vom Ehepartner. Die dominierende Muttervorstellung wurde durch politisches Handeln reproduziert: staatlich organisierte Kinderbetreuung wurde nicht ausgebaut und der Fokus lag auf Teilzeitarbeit von Müttern und ‚Umverteilung‘ innerhalb der Familie. Die Vereinbarkeit von Erwerbstätigkeit und Mutterschaft wurde damit erschwert und in vielen Fällen verhindert (Vinken 2001: 17f., 38). Die fehlende öffentliche Struktur und besonders rechtliche Festschreibungen verschärften diese Situation (vgl. Herzog 2005). Malich und Weise (2022) sprechen dabei von einer „Stärkung der

⁷ Constitution of the Republic of Bulgaria, Art. 47, Abs. 2. Nach der Fassung von 1991. Online verfügbar unter: <https://www.parliament.bg/en/const> (Zuletzt aufgerufen: 31.08.2021).

Hausfrauen- und bürgerlicher Mütterlichkeit“ (ebd.: 41). Frauen waren damit auf die Rolle der Mutter und der Fürsorgearbeiten auf den privaten und häuslichen Bereich beschränkt. Mit dem Zerfall der sozialistischen Systeme Europas und der Wiedervereinigung in Deutschland einhergehend wandelte sich ab den 1990er Jahren in der ehemaligen BRD zunehmend die Vorstellung von Mutterschaft hin zur erwerbstätigen Mutter, wodurch die Anforderungen an Mutterschaft zunahm. Toppe (2022) schreibt: „Die *gute Mutter* ist jetzt die erwerbstätige Mutter, die ihre Kinder fördern, anregen und sie auch finanziell versorgen kann“ (ebd.: 93, Hervorh. im Orig.). Entstehende Belastungen des Mutterseins durch Erwerbsarbeit und gleichzeitige Fürsorgearbeit, beschreibt Regina Becker-Schmidt (1996, 2008) treffend mit ihrem Konzept der ‚doppelten Vergesellschaftung‘ von Frauen für bürgerlich-kapitalistische Gesellschaften. Mit dem Konzept lassen sich Doppelbelastungen der weiblichen Lebenswelt fassen, was Becker-Schmidt vordergründig an der Gleichzeitigkeit häuslicher Care-Arbeiten und Erwerbstätigkeit festmacht, die ihren Ursprung in der Trennung in eine produktive und in eine reproduktive Sphäre in der ‚modernen‘ kapitalistischen Gesellschaft hat. Für diese gesellschaftliche Mehrarbeit werden Frauen nicht entlohnt. Die doppelte Vergesellschaftung von Frauen reproduziert und verstärkt soziale Ungleichheit im Geschlechterverhältnis. In Bezug auf das Verhältnis von Beruf und vergeschlechtlichter Care-Arbeiten verstärken sich die Belastungen für insbesondere Mütter zusätzlich durch die unterschiedlichen Logiken dieser Bereiche, die je „gegenläufigen Maximen“ (Becker-Schmidt 1996: 43) folgen. Paula-Irene Villa (2011) erkennt eine Ausdifferenzierung des Konzepts zur ‚Vielfache[n] Vergesellschaftung‘ (ebd.: 56): „Neben Produktion, Reproduktion und nationalstaatlichem Kontext kommen damit zunehmend weitere verobjektivierte Strukturen in den Blick, die ebenso wie Klasse oder Geschlecht identitätsstiftend sind“ (ebd.). Die von Vinken (2001) als ‚deutsche Mutter‘ beschriebene Muttervorstellung einer ausschließlich häuslich tätigen und fürsorgenden Mutter wird an dieser Stelle von den realen Praxen überholt. Barbara Thiessen und Paula-Irene Villa (2008) beschreiben die Idee der ‚deutschen‘ Mutter damit als „Auslaufmodell“ (ebd.: 277). In der Gegenüberstellung der Vorstellungen Mutterschaft je nach gesellschaftlichem System zeigt sich, dass das Konzept kontextabhängig und damit wandelbar ist – und demnach mit unterschiedlichsten Erwartungen konstruiert werden kann.

3 Migration als soziologisches Feld

Die Erfahrung von Migration ist als Rahmen meiner Forschung zu verstehen, denn das Spezifische des Forschungsgegenstandes – dem Erleben von Mutterschaft – entspringt dem Kontext der Migration und der Verwobenheit mit Mutterschaft. Um die empirischen Ergebnisse angemessen diskutieren zu können, bedarf es eines Einblickes in migrationssoziologische Konzepte und Begrifflichkeiten⁸. Konkreter werden die Verhältnisse von Migration nach Deutschland anhand der Fragen nach dem Selbstverständnis Deutschlands als sogenanntes Einwanderungsland sowie nach migrationspolitischen Aspekten beleuchtet. Zudem erscheint ein Überblick über die spezifische Migration von den ehemals sozialistischen Staaten Europas in die BRD bzw. nach Deutschland als sinnvoll. Obwohl in der Literatur seit den 1990er Jahren eine ‚Feminisierung‘ von Migration wahrgenommen wird, spielen Mutterschaften im Kontext von Migration eine marginalisierte Rolle im Forschungsstand. Da das Hauptinteresse dieser Arbeit in dieser Konstellation liegt, schließt das Kapitel mit der Auseinandersetzung mit der Verwobenheit von Mutterschaft und Migration.

3.1 Migrationssoziologische Perspektiven im deutschsprachigen Raum

Migrationen sind als ein komplexes und globales Phänomen zu beschreiben: „for millenia people have moved in search of a better livelihood or political climate, have fled from persecutions and pogroms or have been displaced when new nation states were created or existing ones disintegrated” (Erel/Morokvasic/Shinozaki 1994: 9). Das Phänomen der Migration ist schon immer fester Bestandteil von Lebenswelten und gesellschaftlichen Realitäten. Sowohl auf gesellschaftlicher als auch individueller Ebene gestaltet sich Migration als höchst relevant. Migration gilt als konstitutiv für Gesellschaft im heutigen Kontext (vgl. Mecheril et al. 2013: 9; Morokvasic/Rudolph 1994: 12f.). Die Komplexität des Phänomens lässt sich anhand verschiedener Aspekte darlegen. Durch Migrationen verknüpfen sich gesellschaftliche Strukturen einer Herkunftsgesellschaft mit denen einer Ankunftsgesellschaft wie beispielsweise unterschiedliche Geschlechter- oder Arbeitsverhältnisse in der Lebenswelt der migrierenden Person. Dieser Prozess lässt sich auch als wechselwirkend

⁸ In klassischer Gesellschaftstheorie spielen Auseinandersetzungen mit Aspekten von Migration eine Rolle, die z.B. an der Figur, der Krisis-Erfahrung und der Position des ‚Fremden‘ ausgehandelt werden (vgl. Arbeiten von Simmel (1908), Schütz (1972[1944]), Park (1950[1928]), Bauman (1997)). Hinsichtlich des Forschungsinteresses dieser Arbeit liegt der Fokus allerdings auf konkreteren Arbeiten der Migrationssoziologie zu spezifischen Migrationsereignissen.

zwischen migrierender Person und Gesellschaft beschreiben. Kompliziert wird es auch dadurch, dass Migration nie linear gedacht werden kann und an Bedeutungen und gesellschaftspolitischen Kämpfen aufgeladen ist (vgl. Metz 2016: 12; Breckner 2003: 15; Breckner 2009: 23, 43). Wichtig ist, dass „Migration in sehr verschiedenen Erscheinungsformen auf[tritt] und durch stete Veränderungen individuellen sowie kollektiven Erlebens, Deutens und Handelns gekennzeichnet [ist]“ (Beyme 2020: 3). Die durch Migration aufgemachten transnationalen Räume fordern dabei eine gewisse Normvorstellung der Zugehörigkeit zu einem Nationalstaat heraus.

Die Bezeichnung "transnational" verweist darauf, dass im Zuge von Migrationsprozessen soziale Räume entstehen, die sich von traditionellen nationalen Lebenskontexten unterscheiden und in denen Variationen der Möglichkeit von Verbundenheit und Zugehörigkeit zu mehreren nationalkulturellen Kontexten die Normalform darstellen (Mecheril et al. 2013: 9).

Das Prozesshafte von Migration lässt sich anhand des Transnationalitätsbegriffs sinnvoll darlegen. Die Erfahrungen und Lebenswelt migrierender Personen lassen sich demnach nicht auf einen nationalen Kontext festlegen. Da die Migrationsforschung im deutschsprachigen Raum eher als junge Disziplin einzuordnen ist, kam es erst in den vergangenen Jahren bzw. Jahrzehnten zu einer internen Differenzierung des Forschungsfelds. Der Ausgang für diese Entwicklung ging mit dem Beginn der sogenannten Gastarbeiter*innen-Migration und daraus entstehender Zuwanderung nach Deutschland einher, die den Ausbau migrationswissenschaftlicher Forschung im deutschsprachigen Raum auslöste (vgl. Breckner 2009: 30; Kraler/Parnreiter 2005: 328, 342; Mecheril et al. 2013: 12). Die Gegenstände der deutschen Migrationsforschung – oftmals als ‚Ausländerforschung‘ bezeichnet – änderten sich vom Fokus in den 1970er Jahren auf die Eingliederung von Migrant*innen hin zu der Auseinandersetzung um das Konzept der ‚Fremdheit‘, das die Konstruktion eines Selbst und eines Anderen hervorbringt (vgl. Mecheril et al. 2013: 15). In dieser Arbeit soll sich auf neuere migrationswissenschaftliche Herangehensweisen gestützt werden, deren Schwerpunkt in der Betrachtung von Lebenswelten, Praktiken, Alltagswelt und Selbstverständnissen migrierender Personen liegt. „Auf dieser Ebene werden nun auch ‚MigrantInnen‘ als deutungs- und handlungsmächtige Subjekte ‚entdeckt‘“ (Mecheril et al. 2013: 16). Deutungen und Subjektivierungsprozesse migrantischer Personen sowie das Wirken von Migrationserfahrungen auf die eigene Lebenswelt spielen eine zentrale Rolle. Die Erforschung von migrationssoziologischen Themen, in denen Personen ihre Erzählungen und Relevanzen selbst setzen können, „[machen] die Besonderheiten und Gemeinsamkeiten im Erfahrungsverlauf einer durchlebten Migration sichtbar“ (Breckner 2003: 16). Da in Teilen der aktuellen Migrationsforschung Migration nach wie vor als Abweichung von Normalitäten

betrachtet wird, sollte immer mitgedacht werden, dass innerhalb solcher Arbeiten stereotypisierende Bilder und Vorstellungen von Migration und Migrant*innen reproduziert werden. Oftmals werden defizitäre Perspektiven auf Migration betont und positive Aspekte und Potentiale von Migration treten in den Hintergrund (vgl. ebd.: 15; Mecheril et al. 2013: 16; Morokvasic/Rudolph 1994: 12f. Breckner 2003: 16). Für eine angemessene Erforschung des Phänomens der Migration, formulieren Mecheril et al. (2013):

Die (wissenschaftliche) Thematisierung von Migration bezeichnet kein „neutrales Sprechen, welches einen vorgängigen und gegebenen Gegenstand schlicht untersucht. Vielmehr handelt es sich hier – wie bei jeder (wissenschaftlichen) Sprachpraxis – um ein (re-)konstruktives Tun, das ihren Gegenstand in einer ganz spezifischen Weise hervorbringt, bestätigt und/oder verändert. (ebd.: 12)

3.2 Deutschland als Einwanderungsland?

Obwohl sich die ‚deutsche‘ Gesellschaft lange Zeit nicht als Einwanderungsland wahrnahm, spielt Migration und Zuwanderung besonders seit dem 20. Jahrhundert eine zentrale Rolle⁹. Die Auswirkungen der durch die zwei Weltkriege ausgelösten Wanderungsbewegungen waren noch lange wirksam, wenn Aussiedler*innen und Spätaussiedler*innen aus den historisch ‚deutschen‘ Gebieten Mittel- und Osteuropas nach Deutschland migrierten (vgl. Heinemann 2014: 25). Zudem entstand aufgrund eines bedeutenden Arbeitskräftemangels nach dem Zweiten Weltkrieg in Deutschland in den folgenden Jahren und Jahrzehnten das Phänomen der sogenannten Gastarbeit. Menschen, die aufgrund von Anwerbeverfahren insbesondere aus Ländern wie Italien, Griechenland oder der Türkei als Arbeitskräfte nach Deutschland kamen, hielten sich zunächst ‚nur‘ auf Zeit in Deutschland auf. Doch für viele war die Migration nach Deutschland letztlich dauerhaft (vgl. Angenendt/Fischer/Morokvasic 1994: 84; Beyme 2020: 122). Die Arbeits- und Lebensverhältnisse der betroffenen Personen wurden nicht tiefergehend als Themen der deutschen Gesellschaft angesehen, was zu Problemen führte und bis heute folgenreich ist. Durch die Verabschiedung des ersten ‚Ausländergesetzes‘ 1965 versuchte die deutsche Politik, die Zuwanderung zu kontrollieren und die Migration nach Deutschland erstmals zu erschweren (vgl. Beyme 2020: 123f.). Einwanderung als großes Phänomen passte in diesem Sinne nicht ins Selbstverständnis der deutschen Gesellschaft (vgl. ebd.: 72). Die dauerhaft in Deutschland bleibenden Gastarbeiter*innen führten dazu, dass „die Gastarbeiter-Illusion aufgegeben und

⁹ Mitgedacht werden soll, dass sich deutschsprachige Migrationsforschung einerseits auf das Ankommen in der Einwanderungsgesellschaft fokussiert und andererseits eine ethno- und eurozentristische Perspektive aufweist (vgl. Metz 2016: 20; Kaya 2009: 9).

von Einwanderern geredet“ (ebd.: 125) wurde¹⁰. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass sich die deutsche Gesellschaft und Politik „[g]egenüber dieser ‚neuen‘ Migration [...] zunächst beharrlich ignorant verhalten [hat], sodann überrascht gezeigt und in dieser Überraschung die Vorstellung von Migration als neues, besonderes und gewissermaßen dramatisches Phänomen (mit-)erzeugt“ (Mecheril et al. 2013: 12). Zwischen diesem Selbstverständnis der deutschen Gesellschaft und der realen Situation eines Einwanderungslandes wurde damit eine folgenreiche Ambivalenz aufgemacht, die politisch und medial durch das Aufmachen von „Szenarien katastrophenhähnlicher Zuwanderungen“ (Angenendt/Fischer/Morokvasic 1994: 85) verstärkt wurde (ebd.). Die gesellschaftlich und politisch konstruierten Bilder leisteten einen erheblichen Beitrag zur Ambivalenz der Situation und zu einer zunehmend rassistischen und xenophoben Gewalt in der Gesellschaft in den 1990er Jahren (vgl. Angenendt/Fischer/Morokvasic 1994: 85ff.; Mecheril et al. 2013: 15f.). Der Komplexität des Phänomens der Migration und im Besonderen auch der Migration aus sozialistischen Ländern Europas nach Deutschland wurden diese Zuschreibungen und Debatten nicht gerecht (ebd.).

3.3 Migration aus sozialistischen Ländern Europas nach Deutschland

Migrationsbewegungen von sozialistischen Staaten Europas in die BRD stehen bis 1989 im Lichte der Polarisierung zweier gesellschaftlicher Systeme, die sich sowohl ideologisch als auch durch den sogenannten Eisernen Vorhang voneinander abschotteten. Seit Ende der 1980er Jahre und Anfang der 1990er Jahre bestimmt dann der tiefgreifende Wandel durch die Auflösung der sozialistischen Staatssysteme die Migrationssituationen (vgl. Breckner 2003: 17, 153). Mit der Entwicklung der staatssozialistischen Länder nach 1945¹¹ kam es aufgrund strikter Beschränkungen der Reisefreiheit zu einer „abrupt nahezu zum Stillstand gekommene[n] Mobilität“ (Breckner 2009: 162), die zuvor noch das Migrationsgeschehen bestimmte. Trotz der starken Einschränkungen der Mobilitätsmöglichkeiten emigrierten bis 1989 viele Menschen – im Kontext sogenannter ‚ethnischer‘ und ‚politischer‘ Migration (ebd.). In Hinblick auf den Umgang mit diesen Migrationen in Deutschland ist besonders, dass nahezu alle Personen, die bis 1989 aus den sozialistischen Staaten Europas

¹⁰ Doch erst 2001 erklärte die deutsche Bundesregierung, dass die „politische und normative Festlegung ‚Deutschland ist kein Einwanderungsland‘ als Maxime der Zuwanderungs- und Integrationspolitik unhaltbar geworden [ist]“ (Unabhängige Kommission „Zuwanderung“ 2001).

¹¹ Manche der sozialistischen Staaten wie Polen, Bulgarien oder Jugoslawien entstanden nach dem Weltkrieg. Die Sowjetunion, unter deren Einfluss viele der anderen Staaten standen, bildete sich bereits in den 1920er Jahren.

migrierten, als ‚politische‘ Geflüchtete anerkannt und aufgenommen wurden (ebd.: 163; Morokvasic/Rudolph 1994: 14; Wihtol de Wenden 1994: 69). Obwohl sich die politischen Gestaltungen und Entwicklungen in den jeweiligen sozialistischen Ländern – auch zeitlich – voneinander unterscheiden, ähneln sich Migrationserfahrungen in die BRD strukturell (vgl. Breckner 2009: 161). Das bedeutet, dass die Zusammenfassung verschiedener Länder zu ‚den‘ sozialistischen Ländern in dieser Arbeit nicht grundlegend deren Differenzen und Vielschichtigkeiten unsichtbar machen soll. Die jeweiligen Ausreisekontexte und Migrationsbewegungen unterscheiden sich durch bestimmte politische Ereignisse wie Bildung oppositioneller Gruppierungen oder Verschärfung bzw. Aufweichung von Reiseregeln (ebd.: 167). Wichtig ist, dass das jeweils andere System gesellschaftlich und politisch als Feindbild und Bedrohung konstruiert wurde. Dennoch schreiben Morokvasic und Rudolph (1994) in Bezug auf Migrationsbewegungen dieser Zeit: „Die Osteuropäer seien getragen von der Sehnsucht nach dem Westen, sie suchten von dem anderen Teil Europas die Anerkennung als Europäer“ (Morokvasic/Rudolph 1994: 17). Die Polarisierung zwischen den Systemen drückte sich in der strikten Abschottung der sozialistischen Länder an den nationalen Grenzen aus, die Mobilität über die Grenze hinweg erschwerte und oft unmöglich machte. Migrationen in dieser Zeit lassen sich aufgrund der Einschränkungen und des Risikos eher in einem Fluchtkontext begreifen. „Die relative Geschlossenheit der Grenze produzierte verhältnismäßig scharfe Trennungen zwischen einem jeweiligen ‚Diesseits‘ und ‚Jenseits‘ der Grenze“ (Breckner 2009: 389). Das Leben in den jeweiligen Gesellschaftssystemen war geprägt von den je sozialistischen und kapitalistischen Erfahrungen (vgl. Bernstein 2005: 407f.). Migrationen von den sozialistischen Staaten Europas in die BRD waren durch einen „irreversiblen Wechsel zwischen Gesellschaftssystemen“ (ebd.: 17) gekennzeichnet. Konkret bedeutete das für die Erfahrung von Migration, dass sie oftmals nicht legal stattfand und nach der Migration keine Möglichkeit zur Rückkehr ins Herkunftsland aufgrund der strengen Reiseregeln und drohender staatlicher Verfolgung und Sanktionierung bestand. Die Entscheidung zur Migration war verbunden mit einer mehr oder weniger langfristigen oder sogar endgültigen Trennung von Personen, Herkunftsgesellschaft und -kultur (ebd.: 18). Mit dem tiefgreifenden Umbruch im europäischen Raum im Jahr 1989 veränderte sich die gesellschaftliche Perspektive auf die Migration von den dann ehemals sozialistischen Ländern nach Deutschland in der Hinsicht, dass sich die Deutungen und Zuschreibungen gegenüber migrantischen Personen in der deutschen Gesellschaft veränderten (vgl. ebd.: 391; Breckner 2003: 18f.). Zudem änderten sich die Formen der Migration innerhalb Europas. Waren es zuvor noch überwiegend Migrationen

aufgrund von Arbeitsanwerben, diversifizierten sich die Gründe für die Migration. Zahlenmäßig änderte sich die Situation der Grenzübertritte enorm (vgl. Morokvasic 2003: 105, 116f.). Neu war an der Situation, dass Migration keine ‚irreversible‘ Situation mehr darstellte, sondern eine Rückkehr und Reisen in das Herkunftsland möglich war (vgl. ebd.: 126). Die Relevanz eines transnationalen Raums etablierte sich dadurch zunehmend und forderte auch die Vorstellung von Migration heraus (vgl. ebd.: 116f.). Dabei wandelte sich auch das Verhältnis von Migration und Geschlecht. Die neu entstandenen Formen der Migration waren entgegen der sogenannten Gastarbeiter*innenbewegung nicht mehr männlich dominiert (ebd.: 101).

3.4 ‚Feminisierung‘ von Migration

Die Dimension von Geschlecht und insbesondere von Weiblichkeit kommt in den 1990er Jahren zunehmend in den Blick der Migrationsforschung. Auf der einen Seite ausgelöst durch feministische Arbeiten: Geschlecht als eine Kategorie, „die Migrationsprozesse und -erfahrungen entscheidend mitprägt“ (Herwartz-Emden 2022: 79). Auf der anderen Seite lässt es sich historisch erklären, da seit dem Zerfall der sozialistischen Systeme Europas die weibliche Migration deutlich zunahm und Migration nach Deutschland nicht mehr in dem Ausmaß männlich konnotiert war (vgl. Morokvasic 2004: 8). Durch den steigenden Anteil weiblicher Migration sprechen Mirjana Morokvasic und einige Autor*innen von einer ‚Feminisierung‘ der Migration (vgl. Morokvasic 2003: 101; Morokvasic/Rudolph 1994: 24f; Kraler/Parnreiter 2005: 329; Lutz/Amelina 2017: 38). Da in der klassischen Migrationsforschung die männliche Migration als der ‚normale‘ Typus der Migration und die weibliche Migration in relativer Abhängigkeit gilt, fordern Lutz und Amelina (2017) eine Veränderung der Migrationsforschung hin zu einem vergeschlechtlichten Paradigma (ebd.: 38). Kraler und Parnreiter (2005) machen seit den 1970er Jahren eine Überschneidung von Migration und Gender in der wissenschaftlichen Rezeption fest (ebd.: 329f.). In der vergeschlechtlichten Migrationsforschung geht es um Sichtbarmachung, die Herausarbeitung weiblich spezifischer Migrationserfahrungen und damit verknüpfter Machtverhältnisse und poststrukturalistische, postkoloniale sowie queere Debatten um Gender und Migration im 21. Jahrhundert (Lutz/Amelina 2017: 40ff.). Ein sich entwickelnder sozialkonstruktivistischer Blick auf Gender und Migration in den vergangenen Jahren bzw. Jahrzehnten kann der Komplexität des Verhältnisses zunehmend gerechter werden. (ebd.: 43). Konkrete Arbeiten zu Geschlecht und Migration für den Zeitraum zwischen 1980 und 2000

wie beispielsweise von Mirjana Morokvasic fokussieren sich überwiegend auf sogenannte Arbeitsmigrationen nach Deutschland. Eines der zentralen Ergebnisse ist dabei die Konfrontation mit Geschlechterverhältnissen der deutschen Gesellschaft, die sich auch auf Mutterschaft auswirken:

Women who joined these migration streams from the beginning were confronted with the dominant Western ideology where a breadwinner is a man and a woman a dependent. Female migrants have been assigned to this status of dependent, whether this dependency was real or not (Morokvasic 1984: 888).

3.5 Verwobenheit von Mutterschaft und Migration

In der deutschsprachigen Mutterschaftsforschung und Migrationsforschung lässt sich gerade in den 1990er und 2000er Jahren ein gewisser Mangel an Arbeiten zur Verwobenheit der beiden Dimensionen Mutterschaft und Migration erkennen. Grundlegend werden im deutschsprachigen Raum diese mit der Geschlechter- und der Migrationsforschung durch verschiedene wissenschaftliche Bereiche getrennt voneinander abgedeckt. Da sich die Disziplinen hier einzeln etablierten und gleichzeitig einen überschneidenden Gegenstand besitzen, kann das Verhältnis als kompliziert bezeichnet werden (vgl. Lutz/Amelina 2017: 29). Die Formen von Mutterschaft und Migration, zu denen sich in den vergangenen Jahren und aktuell vermehrt Forschung finden lassen, fokussieren sich insbesondere auf das Konzept der Transnationalen Mutterschaft, das eng mit dem Konzept von Care und der sogenannten Care-Krise in Verbindung steht. Unter dem Konzept versteht sich eine Form von Mutterschaft innerhalb eines transnationalen Raums. Mütter verlassen aufgrund der Perspektive auf Erwerbstätigkeit – meistens im Bereich der Pflegearbeiten – allein und oft temporär ihr Herkunftsland. Die Kinder dieser Frauen leben weiterhin im Herkunftsland. Diese Form der Migration nahm in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten deutlich zu und aus der Perspektive des deutschsprachigen Raums finden diese Migrationsbewegungen häufig von Ländern wie Polen, Rumänien oder Ukraine nach Ländern wie Deutschland, Österreich oder Schweiz statt. Dabei etablierte sich mit dem Konzept der Live-in-Care eine besondere Pflegearbeit, die vielfach in Verbindung mit transnationaler Mutterschaft steht (vgl. Arbeiten von z.B. Lutz/Amelina 2017, Wirz 2021, Aulenbacher/Lutz/Schwiter 2021). Im Rahmen dieser Arbeit soll sich allerdings überwiegend mit Forschungen auseinandergesetzt werden, die sich mit Mutterschaft und Migrationen beschäftigen, deren Migrationszeitpunkte zwischen 1980 und 2000 und die Bewegungsrichtung von sozialistischen europäischen Staaten nach Deutschland liegen. In diesem Forschungsfeld lässt sich allerdings eine gewisse Forschungslücke erkennen: „Tatsächlich

ist die Mutter als weibliche Person und kulturelle Gestalt empirisch jedoch weitestgehend unerforscht“ (Herwartz-Emden 2022: 79). Leonie Herwartz-Emden ist eine der wenigen Wissenschaftlerinnen, die sich mit diesem Thema in den 1990er Jahren im weiteren Sinne auseinandersetzten. In ihrer Forschung spielen Mutterschaft, Weiblichkeit und Migration eine Rolle und sie nähert sich dem Thema in einer ‚interkulturell‘ vergleichenden Herangehensweise. In der Erforschung von Mutterschaft und Migration – bzw. interkultureller Aspekte – befragte sie drei Gruppen: Aussiedlerinnen aus der ehemaligen Sowjetunion, Arbeitsmigrantinnen aus der Türkei sowie Frauen aus der BRD (Herwartz-Emden 1995: 11). Die nach Deutschland migrierenden Frauen waren alltäglich mit ‚neuen‘ Einstellungen und Ideologien zu Familie und Kindern sowie den begleitenden Frauen- und Mutterbildern konfrontiert waren und gleichzeitig stellten die Vorstellungen und ideologischen Erwartungen an Mutterschaft ihrer Herkunftskontexte wesentlicher Bezugspunkt ihres Erlebens und Handelns dar. So kam es zu Anpassungen an neue Anforderungen und gleichzeitig auch zu Kontinuitäten (vgl. Herwartz-Emden 1995: 12; Herwartz-Emden 2022: 83). Hinsichtlich einer vergleichenden Perspektive auf Mutterschaftsvorstellungen arbeitet Herwartz-Emden heraus, dass die migrierenden Frauen Mutterschaft als „inhärente[n] Bestandteil ihres ‚weiblichen Selbstkonzeptes“ (Herwartz-Emden 2022: 85) sehen. Aufgrund ihrer Erfahrungen in den Herkunftskontexten nehmen sie Mutterschaft nicht als exklusives Konzept wahr – im Sinne einer Unvereinbarkeit mit Berufstätigkeit. In der Konsequenz empfinden sie ihre Mutterschaft als weniger ambivalent (ebd.: 87). Bei den ‚westdeutschen‘ befragten Frauen scheint eine andere Vorstellung von Mutterschaft zu dominieren. Da Mutterschaft und Erwerbstätigkeit im deutschen Kontext nicht in dem Sinne vereinbar waren, gehörten „Mutterschaft und Weiblichkeit [...] für sie in dem Maße auf keinen Fall zusammen“ (ebd.: 86). Dieses Ergebnis steht in Teilen anderen Arbeiten bezüglich Vorstellungen von Mutterschaft in der deutschen Gesellschaft gegenüber (siehe Kapitel „Mutterschaft im Wandel“). Grundsätzlich ergibt die Studie von Herwartz-Emden einen deutlichen Zusammenhang zwischen Mutterschaft und Herkunftskontexten, die sich sowohl in der Vorstellung von Mutterschaft als auch im Bereich der Vereinbarkeit von Mutterschaft und Erwerbstätigkeit zeigen. Die Studie von Herwartz-Emden¹² beschäftigt sich aufgrund der quantitativen Herangehensweise auf eine andere Weise mit dem Erleben von

¹² Obwohl die Autorin auf die eurozentrische Perspektive der Geschlechter- und Mutterforschung verweist, erscheinen ihre Formulierungen und Annahmen dennoch schwierig. In den Texten der 1990er Jahre lässt sich das in den zeitlichen Kontext einordnen. Aber auch in neueren Texten wie von 2022 nutzt sie nach wie vor Formulierungen, die in der Hinsicht eine gewisse Abwertung aus einer eurozentrischen Sichtweise meinen wie die Herkunftsländer als „Gesellschaften im Übergang zur Moderne“ (2022: 84) zu bezeichnen.

Mutterschaft und Migration als diese Arbeit.

4 Methodisches Vorgehen

Der Fragestellung und meinem Feld nähere ich mich grundlegend qualitativ und mit einem interpretativen Zugang. Mein Forschungsvorhaben ist, den subjektiven Sinn, die Sichtweisen, die Deutungen, das Erleben und die Innenwelten von Müttern zu analysieren, die aus sozialistischen Staaten in die BRD bzw. nach Deutschland migrierten (vgl. Helfferich 2009: 21; Rosenthal 2015: 19). So zeigt sich bereits mit dem Prinzip der Offenheit, das in der qualitativen Sozialforschung zentral ist, wie geeignet die Herangehensweise für die Bearbeitung meines Forschungsinteresses ist, wenn von einem „Vorgehen“ die Rede ist, „das [...] an den jeweiligen Relevanzen und den Besonderheiten der zu interviewenden und beobachtenden Personen orientiert und ihnen dabei so viel Spielraum wie möglich in der Gestaltung der Situation lässt“ (Rosenthal 2015: 13f.). Gerade für wenig oder sogar unerforschte Phänomene sind qualitative Forschungszugänge passend, die sich durch eine „Logik des Entdeckens“ (Rosenthal 2015: 13) auszeichnen (ebd.: 18f.). Besonders ist an der Vorgehensweise, dass die Interviewpartnerinnen über ihre Erfahrungen und ihr Erleben sprechen, die bereits viele Jahre zurückliegen. Zudem erzählen sie über eine Zeit, die ich selbst als Forscherin nicht miterlebte. Gabriele Rosenthal (2015) schreibt dazu passend:

Auch sind uns WissenschaftlerInnen bei der Interpretation von Texten, ähnlich wie im Alltag, bestimmte Bedeutungsgehalte aufgrund unserer Sozialisation in einem bestimmten gesellschaftlichen und zeitlichen Kontext und des auch auf uns wirkenden sozialen Unbewussten verschlossen. Daher sind uns in der Gegenwart der historischen Situation Bedeutungen nicht zugänglich, die erst auf der Grundlage von sich erweiternden gesellschaftlichen Wissensbeständen zu einem späteren Zeitpunkt erschlossen werden können. Ähnlich wie z.B. die Bürger der DDR nach den gesellschaftlichen Ereignissen von 1989 anders auf die Zeit vor 1989 zurückblicken und basierend auf ihrem danach erworbenen Wissen bestimmten Erlebnissen neue Bedeutungen zuschreiben, vollziehen sich solche Reinterpretationen, d.h. die Entdeckung neuer Lesarten, auch in der sozialwissenschaftlichen Analyse (ebd.: 21f.)

Diese Gedanken begleiten meinen Forschungsprozess. Um sich dem Forschungsinteresse meiner Arbeit angemessen anzunähern, bieten insbesondere die methodischen und methodologischen Vorschläge der (Reflexiven) Grounded Theory Methodologie ((R)GTM) nach Breuer, Muckel und Dieris (2019) eine interessante und angemessene Forschungsperspektive an. Die Autor*innen beschreiben die (R)GTM als einen Forschungsstil, der sowohl theoriegenerierend als auch gegenstands begründet charakterisiert ist (vgl. ebd.: 4, 92). Grundlegend ist die Grounded Theory Metho-

dologie der interpretativen Sozialforschung zuzurechnen. Charakteristisch dafür ist, dass die Forscherin nicht in der Rolle eines Außen zum untersuchten Feld bzw. zum Untersuchungsgegenstand steht, sondern vielmehr selbst an der Herstellung von sozialen Phänomenen und von Wirklichkeit mitwirkt¹³ (vgl. Rosenthal 2015: 14f.). Breuer, Muckel und Dieris (2019) schlagen mit der (R)GTM eine spezifische Form der Grounded Theory vor, die „Selbstreflexivität als Erkenntnisfenster“ (ebd.: 83) nutzt. Die (Selbst-)Reflexion der Forscherin wird somit zu einem zentralen Aspekt des Forschungsprozesses. Das Ziel der (R)GTM ist, das „unhintergehbare[] Ausgeliefert-Sein an die Subjekt-Charakteristik“ (ebd.: 111) als positiven Aspekt des Forschungsprozesses wahrzunehmen und sich das in Bezug auf das Erkenntnisinteresse produktiv zu machen. (Selbst-)Reflexivität stellt hinsichtlich meines Forschungsinteresses aus verschiedenen Gründen einen hohen Stellenwert dar. Das ergibt sich auf der einen Seite daraus, dass die Erfahrungen von Mutterschaft und Migration sehr persönliche, sensible und intime Themen darstellen können. Auf der anderen Seite spielt mein Zugang zum Thema und zum Feld ebenfalls eine Rolle. Von Beginn an setzte ich mich mit meinen persönlichen Präkonzepten zum Forschungsinteresse auseinander, die sich aus soziologischem und alltäglichem Wissen, Erfahrungen und Positionen zum Feld zusammensetzen. Die (R)GTM schlägt vor, sich dieser Präkonzepte bewusst zu werden und sich diese in einem (selbst)reflexiven Prozess der Forschung zunutze machen zu können (vgl. Breuer et al. 2019: 91, 140). Meine Perspektive als Forscherin lässt sich sinnvollerweise aus einer „Outsider“-Position beschreiben – beispielsweise in Bezug auf Alter, Muttersein, Migrationserfahrung und überwiegend Bildung unterscheidet sich meine Lebenswelt von der meiner Interviewpartnerinnen (vgl. Berger 2015: 226). Gleichzeitig ist mein Forschungsinteresse ein Thema, das mir aufgrund meines direkten persönlichen Umfelds nahegeht und mich durch (autobiographische) Romane, Zeitungsartikel oder Filme privat beschäftigt. Letztlich ergibt sich, dass Reflexivität ein zentraler Bestandteil meines Forschungsprozesses darstellen soll (vgl. Breuer et al. 2019: 91).

4.1 Sample und Zugang zum Feld

Obwohl die grundlegende methodische Herangehensweise dieser Arbeit den Konzepten und Perspektiven der (R)GTM folgt, gab es aufgrund von Beschränkungen des Forschungsrahmens Limitationen hinsichtlich der Ideen des „Theoretical Samplings“ (Breuer et al. 2019: 156). Der iterative Prozess von Datenproduktion und -analyse

¹³ Weiterführend siehe z.B. Berger/Luckmann (2007[1969]).

und daraus entwickelten Entscheidungen bezüglich des Samples war durch die kurze Forschungsphase beschränkt (vgl. ebd.). Dennoch entwickelte sich zu Beginn durch die gleichzeitige Arbeit an der Konzeption der Forschungsarbeit, Literaturrecherche und -sichtung und Möglichkeiten der Umsetzung meine Ideen zur Auswahl des Samples weiter. Schon zu diesem Zeitpunkt wurde deutlich, dass sich der Zugang zum Feld schwierig gestalten wird. Zum einen spielt dabei der Bedarf nach einer oder mehreren Schlüsselpersonen und – wie bereits beschrieben – meine ‚Outsider‘-Position eine Rolle. Zum anderen wirkte auch die Pandemie-Situation erschwerend hinzu. Die Kontaktsuche und -aufnahme musste ich überwiegend über den digitalen Raum gestalten, was hinsichtlich meiner Zielgruppe nicht besonders ergiebig war. Schlussendlich war das Sampling mit Hilfe des Schneeballverfahrens hilfreich, das „sich an den Beziehungen [orientiert], die im Feld vorhanden sind“ (Przyborski/Wohlrab-Sahar 2014: 184). Nachdem ich meine Studieninfo und meinen Aufruf nach Interviewpartner*innen wiederholt in meinem persönlichen Umfeld, unter meinen Kommiliton*innen und über einen Mail-Verteiler unter den Mitarbeiter*innen des Deutschen Jugendinstituts streute, ergaben sich erste Kontakte mit meistens Personen in meinem Alter, deren Mütter Interesse und Bereitschaft zu einem Interview zeigten. Die Auswahl des Samples erfolgte der Methodenliteratur folgend nach einer „absichtsvollen bzw. bewussten Fallauswahl“ (Breuer et al. 2019: 156).

Das Sample für meine Masterarbeit umfasst vier Frauen, die im Zeitraum von 1982 bis 1993 nach Deutschland migrierten und zum Zeitpunkt des Interviews im Schnitt 62 Jahre alt sind. Alle haben ihren Lebensmittelpunkt in einer deutschen Großstadt. Meinen Interviewpartnerinnen ordne ich Pseudonyme zu – jeweils einen weiblichen Namen aus ihrem Herkunftsland, der mir aufgrund meines persönlichen Eindrucks als passend erschien. Da durch den Fokus meines Projekts auf das Erleben von Mutterschaft meine Interviewpartnerinnen viel über ihre Kinder sprechen, pseudonymisiere ich deren Namen ebenso. So ergeben sich die Mutter-Kind-Konstellationen wie in Tabelle 1 zu sehen.

Halina mit ihren Töchtern Giulia und Vanessa, Iwona mit ihren Töchtern Hanna und Amanda, Diyana mit ihrem Sohn Martin und Ana mit ihren Töchtern Laura und Helena. Meine Interviewpartnerinnen leben alle nicht mehr mit ihren Kindern in einem Haushalt und die Kinder stehen nach überwiegend abgeschlossener Ausbildung im Berufsleben. Meine Interviewpartnerinnen sind aktuell alle in Vollzeit erwerbstätig außer Ana, die bereits in Rente ist auf Minijob-Basis arbeitet. In Bezug auf Erwerbsarbeit ist relevant, dass Diyana und Ana ihre Ausbildung und ihren Beruf direkt nach der Migration nach Deutschland weiterführen konnten:

Name	Alter	Herkunftsland	Beruf Herkunftsland	Beruf Deutschland	Migration	Kinder	Interviewkontext
Halina	60 Jahre	Polen	Ausbildung zur Laborantin, Arbeit als Chefsekretärin in olympischen Sportzentrum	Bäckereiverkäuferin	1991	Giulia (1993), Vanessa (1996)	Form: Persönlich Dauer: 1h 2 min Zeitpunkt: 13.07.21
Iwona	58 Jahre	Polen	Lehrerin	Erzieherin	1990	Hanna (1989), Amanda (1990)	Form: Zoom Dauer: 1h 38min Zeitpunkt: 10.08.21
Diyana	66 Jahre	Bulgarien	Ausbildung im kreativen Bereich in Tschechien	Im kreativen Bereich tätig	1982	Martin (1990)	Form: Zoom Dauer: 40 min Zeitpunkt: 10.08.21
Ana	65 Jahre	Kroatien (Bosnien, Serbien)	Krankenpflegerin	Krankenpflegerin (in Rente, auf Minijob-Basis)	1993	Laura (1982), Helena (1990)	Form: Persönlich Dauer: 41 min Zeitpunkt: 13.08.21

Tabelle 1: Übersicht Sample

Ana als Krankenpflegerin und Diyana im kreativen Bereich. Bei Halina und Iwona unterscheidet sich die Ausbildungs- und Arbeitssituation in ihrem Herkunftsland zu ihrer Arbeitssituation in Deutschland. In beiden Fällen wurden die Ausbildung und berufliche Erfahrung – Iwona als Lehrerin und Halina als Laborantin und später Chefsekretärin – nicht anerkannt. Iwona konnte nach einiger Zeit eine Ausbildung zur Erzieherin in Deutschland machen und arbeitet seitdem in diesem Bereich. Halina arbeitet in Deutschland als Bäckereiverkäuferin und erlebt hinsichtlich ihrer eigentlichen Ausbildung zur Laborantin eine deutliche Abstufung. Die jeweiligen Migrationskontexte und die Verbindung zur Mutterschaft unterscheiden sich in den Fällen. Diyana migrierte nach ihrer Ausbildung in Tschechien 1982 mit ihrem Ehepartner nach Deutschland, statt in ihr Herkunftsland Bulgarien zurückzukehren. Ihr Partner lebte zuvor schon einmal in Deutschland, da seine Mutter aus Deutschland kommt. Diyana lebte bereits acht Jahre in Deutschland, als sie ihren Sohn Martin bekam und zog zeitgleich in eine andere deutsche Stadt um. Iwonas Migration fand Anfang 1990 bald nach dem sogenannten Mauerfall statt. Mit ihrer älteren Tochter, die 1989 geboren wurde, reiste sie aus ihrem Herkunftsland Polen illegal mit einem touristischen Visum nach Deutschland, wo sich ihr Ehepartner aufgrund von Arbeitssuche bereits aufhielt. Die Migration von Iwona steht in engem Zusammenhang mit ihrer Mutterschaft, da sie aufgrund gesellschaftlicher Versorgungsengpässe die Versorgung ihres Kindes in Gefahr sah. Im selben Jahr noch bekam sie ihre zweite Tochter. Halina migrierte 1991 aus Polen nach Deutschland, um zu ihrem Partner zu ziehen. Nachdem sie ein Jahr ohne offizielle Arbeitserlaubnis keine Möglichkeit hatte, in Deutschland zu arbeiten, heirateten ihr Partner und sie. Ihre ältere Tochter wurde 1993 und ihre zweite Tochter 1996 geboren. Ana migrierte mit ihren beiden Töchtern 1993 aus Kroatien nach Deutschland. Eigentlich war ihr Zielland Italien – aufgrund der Nähe zu ihrer Herkunftsstadt in Kroatien. Doch durch Kontakte nach Deutschland, kam es zu einer anderen Entscheidung. Die frühe Mutterphase und die Migrationserfahrung stehen bei ihr zeitlich nicht in direkter Verbindung – ihre ältere Tochter war zu diesem Zeitpunkt 12 Jahre alt und ihre jüngere Tochter drei Jahre alt.

4.2 Datenerhebung

Wie eingangs beschrieben, ist die (R)GTM nicht in dem Sinne als methodischer Werkzeugkasten, sondern vielmehr als eine grundlegende Herangehensweise an Forschung zu verstehen – als ein Forschungsstil. Daraus ergibt sich nicht zwangsläufig eine spezifische Methode der Datenerhebung (vgl. Breuer et al. 2019: 4;

Strübing 2013: 112). Um meine Fragestellung angemessen bearbeiten zu können, wähle ich das qualitative Leitfadenterview als Erhebungsinstrument mit dem Vorhaben, narrative Erzählungen zu ermöglichen. Das qualitative Interview bietet die Möglichkeit, die Lebenswelt, die Deutungen und das Erleben von Personen zu erfassen und Raum für die Relevanzsetzungen der Interviewpartner*innen offen zu lassen (vgl. Helfferich 2009: 21f.; Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014: 126). Wichtig ist, dass es nicht ‚das‘ qualitative Interview gibt und in der qualitativen Methodendliteratur die Vielfalt an Interviewformen, unterschiedliche Bezeichnungen, Vermischen von Aspekten und Gestaltung verschiedener Formen diskutiert werden (vgl. Helfferich 2009: 35ff.). Für mein Projekt ergibt sich daraus, dass die Entwicklung eines Leitfadens als Vorbereitung für die Interviews sinnvoll ist. Das Forschungsinteresse ist in der Fragestellung eher präzise beschrieben, was ein strukturierteres Interview in der Erhebung meines Materials als passende Methode hervorhebt. Dennoch soll die Strukturierung durch den Leitfaden nicht verhindern, den Kriterien der Offenheit zu folgen, da mich insbesondere die subjektiven Deutungen, die Innenwelten, Positionierungen und auch Verhandlungen dieser Dimensionen rückblickend im biografischen Zusammenhang interessieren (vgl. ebd.: 38f.; Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014: 126). So schreibt Cornelia Helfferich, dass ein Leitfadenterview dann sinnvoll erscheint,

wenn einerseits subjektive Theorien und Formen des Alltagswissens zu rekonstruieren sind und so maximale Offenheit gewährleistet sein soll, und wenn andererseits von den Interviewenden Themen eingeführt werden sollen und so in den offenen Erzählraum strukturierend eingegriffen werden soll (Helfferich 2009: 179).

Den Leitfaden orientierte ich mich daran, diesen von allgemeineren Fragen zu spezifischeren Fragen übergehend zu gestalten. Ebenso sollte Offenheit in der Erzählung und gleichzeitig der thematische Schwerpunkt auf mein Forschungsthema gewährleistet sein (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014: 128). Inhaltlich fokussiert sich der entwickelte Leitfaden auf das Erleben der Mutterschaft. In erzählaufrfordernden Fragen interessiere ich mich für mögliche Veränderungen durch das Kinderbekommen, Selbsterwartungen, spezifische Vorstellungen und Bilder vom Muttersein, Herausforderungen, Wünsche und Sorgen. Der Fokus ist bewusst so gesetzt, um der Fragestellung und der Entscheidung gerecht zu werden, Migration nicht zu Beginn schon als zentralen Einflussfaktor auf das Erleben von Mutterschaft wahrzunehmen. Dennoch spielen die Migrationserfahrungen und deren Auswirkungen auf das Muttersein auch in den Interviews eine Rolle, wenn z.B. explizit nach dem Muttersein in der deutschen Gesellschaft oder nach Verknüpfungen mit dem Herkunftsland in der Erziehung durch Aspekte wie Sprache gefragt wird. In der

Durchführung der Interviews war das Ziel, Themen meiner Interviewpartnerinnen nicht durch die Struktur des Leitfadens zu verhindern, denn: „Priorität hat die spontan produzierte Erzählung“ (Helfferich 2009: 180). Anhand der Entwicklung des Leitfadens wird deutlich, dass – wie für die (R)GTM charakteristisch – die Phase der Erhebung und die Analyse der Daten miteinander verwoben war. Gerade nach dem ersten Interview mit Halina und ersten Auswertungen dieses Falls passte ich den Leitfaden an und reflektierte nach jedem weiteren Interview, inwiefern die Fragen und die Struktur des Leitfadens produktiv in Bezug auf mein Forschungsinteresse waren (vgl. ebd.). Insgesamt konnte ich mit Hilfe dieses Leitfadens vier Interviews führen. Direkt nach den Interviews verfasste ich jeweils Postskripte, da in allen Fällen nach dem ‚offiziellen‘ Ende des Interviews noch eine Erzählphase folgte (vgl. Breuer et al. 2019: 241). Wie die gesamte Forschung nahm ich die Datenerhebung als sozialen Prozess war, der sich auf das Erleben der Interviewpartnerinnen auswirkt. Dieser Aspekt war schon in der Erstellung des Leitfadens wichtig. Da es mit Iwona und Diyana keine Möglichkeit gab, ein persönliches Interview vor Ort zu führen, nutzte ich die Möglichkeit eines Interviews über die Videokonferenz-Plattform Zoom. Obwohl die Standardform des qualitativen Interviews nach wie vor persönlich vor Ort stattfindet, gibt es durch technische Entwicklungen z.B. der Videotelefonie zunehmend andere Möglichkeiten, Interviews zu führen. Besonders durch die Corona-Pandemie entwickelten sich diese Möglichkeiten weiter und etablierten sich noch mehr in der qualitativen Forschung (vgl. Gray et al. 2020: 1292). Die Pandemie erschwert und verhindert persönliche Kontakte insbesondere in Innenräumen. Um Möglichkeiten der qualitativen Forschung in dieser Zeit zu ermöglichen, beschäftigen sich beispielsweise Gray et al. (2020) mit der Durchführung qualitativer Interviews über Zoom. Der gute Zugang zu Interviewpartner*innen, der nicht abhängig von Wohnort und damit weniger abhängig von zeitlichen Einschränkungen ist, wird dabei als ein großer Vorteil genannt. In meiner Erhebung konnte ich mir das zunutze machen. So konnte ich zwei Interviews führen, die ich aufgrund des Wohnortes oder der Urlaubssituation zu diesem Zeitpunkt nicht möglich gewesen wären. Auch die pandemischen Bedingungen, unter denen ein persönliches Treffen – insbesondere in Innenräumen – gesundheitliche Risiken für mich und die Interviewteilnehmer*innen mit sich hätte bringen können, führten dazu, dass sich ein Zoom-Interview anbot (vgl. ebd.: 1297). In der Methodenliteratur zu Zoom-Interviews wurden bereits positive Aspekte herausgearbeitet. Da die Interviewteilnehmer*innen in der Interviewsituation an einem für sie vertrauten Ort sein können, sprechen sie gerne über persönliche und intime Themen (vgl. ebd.). Durch Kommunikation über Video kann damit also

eine angenehmere Atmosphäre erreicht werden, als wenn das Interview z.B. über Telefon geführt werden würde. Es können zwar nonverbale Aspekte erfasst werden, aber gleichzeitig gibt es deutliche Limitationen in Bezug auf die Beobachtung und Erfassung von interessierenden Aspekten eines Interviews. Hinsichtlich des Zugangs zur Interviewsituation werden auf Grenzen verwiesen, da sowohl ein internetfähiges Gerät und eine stabile und gute Internetverbindung als auch die technische Kompetenz auf beiden Seiten verfügbar sein muss. In dieser Hinsicht erscheint ein persönliches Interview deutlich niederschwelliger als ein Interview über Zoom (vgl. ebd.: 1298).

4.3 Datenauswertung

Die Auswertung des Datenmaterials begleitete den gesamten Forschungsprozess. Sobald das erste Interview geführt war, analysierte ich diesen ersten Fall. In der Methodenliteratur wird dabei von einer „Parallelisierung der Arbeitsschritte“ (Strübing 2018: 113) gesprochen, in der Datenerhebung, -auswertung und Theoriebildung gleichzeitig und nicht nacheinander passieren. Da in der (R)GTM der Einzelfall einen hohen Stellenwert besitzt, besteht die Möglichkeit, dass erste Ergebnisse schon nach der Erhebung des ersten Falles entstehen (Breuer et al. 2019: 8). Strübing (2013) beschreibt es daher als „einzelfallanalytisches Verfahren“ (ebd.: 113). Für die angemessene Analyse der Interviews, verschriftliche ich die Interviews in Transkripte. Um sich der Forschungsfrage anzunähern, ist der Auswertungsprozess durch das ständige Vergleichen und Kontrastieren der Fälle geprägt. Dabei liegt der Fokus darauf, Gemeinsamkeiten, Unterschiede, Widersprüche und überraschende Erzählungen herauszuarbeiten. Insbesondere Unterschiede und Widersprüche im Material erweisen sich als hilfreiche Momente der Analyse. In der Auseinandersetzung damit lassen sich Ergebnisse verwerfen oder bestätigen (vgl. Strübing 2013: 115f.). Durch die Analyse des umfangreichen Datenmaterials ist es möglich, die Erzählungen zu systematisieren, Regelmäßigkeiten zu finden und Kategorien zu bilden. Gabriele Rosenthal (2015) beschreibt diesen Vorgang der Materialauswertung als „Rekonstruktion von Wirkungszusammenhängen am konkreten Fall“ (ebd.: 14). Konkreter zeichnet sich die Auswertung der Empirie durch das Kodieren nach dem Kodierparadigma der (R)GTM in drei Schritten aus – mit dem theoriegenerierenden Ziel, Kategorien und Ergebnisse zu bilden. Im ersten Schritt des offenen Kodierens werte ich alle Interviews handschriftlich Zeile-für-Zeile aus. Strübing (2013) schreibt dazu: „Ein Textstück wird kleinschrittig-sequentiell bearbeitet, um hinter der leicht für selbstverständlich und vertraut genommenen

Oberfläche des manifesten Textes weitere Sinndimensionen zu erschließen, den Text also ‚aufzubrechen‘ (ebd.: 118). In den weiteren Schritten des axialen und selektiven Kodierens nutze ich dann das Textanalyseprogramm MAXQDA. Drei der vier Interviews kodiere ich axial und selektiv und erstelle aus diesen Auswertungsprozessen einen Kodierleitfaden. Diesen Leitfaden wende ich dann auf das andere Interview an (vgl. Schmidt 2003: 448). Als weiteren wichtigen Bestandteil des Auswertungsprozess nutze ich das analytische Schreiben von Memos: Das ‚Schreiben als methodisches Mittel der Theoriegenese‘ (Strübing 2013: 125). Das Verfassen und ständige Überarbeiten von Memos zu Einzelfällen, Kodes, Konzepten und methodischer Reflexion ist besonders hilfreich, um den Analyseprozess voranzutreiben (vgl. Breuer et al. 2019: 177f.). In den Memos setze ich mich mit der Kontrastierung der Fälle auseinander und folgte dabei der Frage von Strübing (2013): ‚Was bleibt bei aller unvermeidlichen Variation in den Fällen dann doch konstant in Bezug auf das Phänomen, um dessen theoretische Konzeptionalisierung es jeweils geht;‘ (ebd.: 115). Durch Variationen in den Fällen lassen sich Verbindungen mit anderen Kontexten und Phänomenen herausarbeiten (Breuer et al. 2019: 8f.). In der Herausbildung der Kategorien als Ergebnisse der Analyse gehe ich sowohl ‚datengetrieben, bottom up‘ (ebd.: 252) und zugleich ‚kritisch-systematisch, top down‘ (ebd.) vor. Einerseits werden die Kategorien also durch die empirischen Fälle und die Daten inspiriert hergestellt und andererseits werden in diesem Prozess die sich bildenden Kategorien ständig geprüft und ihre Erklärungskraft ausgearbeitet. Um mich dem Anspruch der Reflexivität im Forschungsprozess so gut wie möglich anzunähern, nutze ich einerseits mein Forschungstagebuch als selbstreflexiven Ort, an dem ich die Weiterentwicklung meiner Präkonzepte, analytische Ideen, Einfälle und andere Einflüsse dokumentieren kann. Andererseits kann ich mich während des gesamten Forschungs- und Schreibprozesses regelmäßig mit einer selbst organisierten Peer-Gruppe über meine Arbeit, die Erhebung, die Auswertung und meine jeweiligen Gedanken und Herausforderungen austauschen (vgl. Breuer et al. 2019: 170, 250).

4.4 Reflexion und Limitationen des methodischen Vorgehens

In der methodischen Reflexion der Arbeit lässt sich feststellen, dass ich mich in meinem Forschungsprozess an der Forschungsperspektive der (R)GTM vielmehr ‚nur‘ orientiere und ihr nicht in allen Aspekten – methodologisch aber auch im Ablauf meines Vorgehens – gerecht werde. Das ergibt sich einerseits daraus, dass

die (R)GTM keine eindeutige bzw. einzig mögliche methodische Herangehensweise an eine Forschung anbietet. Andererseits ist im Rahmen einer Masterarbeit der Forschungsprozess (zeitlich) derart beschränkt, dass die theoriegenerierende Idee, der die (R)GTM folgt, nicht dieser Art und Weise möglich ist. Ein größeres Grounded Theory-Forschungsprojekt könnte sich deutlich mehr Zeit und Raum nehmen, um dem Prinzip der Offenheit und dem iterativ-zyklischen Arbeiten, aus dem sich beispielsweise das theoretische Sampling erst richtig entfalten kann, angemessen zu entsprechen (vgl. Breuer et al. 2019; Strübing 2013). Grundlegend ist das Vorgehen dieser Arbeit durch Offenheit geprägt und fokussiert dennoch spezifische Annahmen, die sich bereits im Forschungsinteresse zeigen. Christiane Schmidt (2003) formuliert diese Herangehensweise treffend als einen Forschungsansatz, der „einen offenen Charakter des theoretischen Vorverständnisses postulier[t], jedoch nicht auf explizite Vorannahmen [...] und den Bezug zu Theorietraditionen verzichte[t]“ (ebd.: 447). Während des gesamten Forschungsprozess dokumentierte ich meine Reflexionen über die Erhebung der Interviews und den Umgang mit dem Datenmaterial, was ich an dieser Stelle nachvollziehbar machen möchte. Die Befürchtungen zu Beginn der Forschung, dass aufgrund des schwierigen Zugangs zum Feld keine ausreichende Sättigung hinsichtlich der Forschungsfrage erreicht werden kann, bestätigten sich im Verlauf nicht. Das umfangreiche Interviewmaterial erlaubte eine sinnvolle und fruchtbare Analyse, sodass Regelmäßigkeiten und Muster in den Erzählungen herausgearbeitet werden konnten. In der Auswertung zeigt sich dennoch, dass alle Interviews spannende Daten ergeben und die Interviewpartnerinnen in ihren Erzählungen eigene Relevanzen setzen. Obwohl das Ziel der Interviews war, narrative Erzählphasen zu generieren, möchte ich darauf hinweisen, dass ich die Interviews trotzdem thematisch fokussiert führte, um dem Rahmen meines Forschungsinteresses gerecht zu werden (vgl. Helfferich 2009: 38ff.). Besonders fällt das an Beispielen in den Interviews auf: Im Interview mit Iwona gab es einen Moment, an dem sie sich in meiner Wahrnehmung vom ‚Interviewthema‘ stark entfernte. Diese Auffassung verdeutlicht die Fokussiertheit und würde vermutlich nicht in dem Maße auffallen, wenn ich noch offener und mit einer freieren Interviewform ins Feld gegangen wäre. Zudem möchte ich darauf hinweisen, dass ich an manchen Stellen durch suggestive Frageformulierungen möglicherweise stärker auf die Erzählungen einwirkte. In der Auswertung der Interviews versuchte ich allerdings immer, diese Dynamiken zu beachten und die Erzählung vor dem Hintergrund der Frage zu lesen. Durch das qualitative Forschen während der Corona-Pandemie ergaben sich in der Erhebung der Daten Besonderheiten wie der zwei Interviews über Zoom. Bei den persönlichen Interviews vor Ort traf ich

Ana draußen und wir führten das Interview in einem Park auf einer Wiese und das andere Interview fand bei Halina in der Wohnung statt. In beiden Fällen war die Abmachung, dass wir beide gegen das Corona-Virus geimpft und tagesaktuell getestet sind¹⁴. In Hinblick auf mein Sample war die Möglichkeit des Zoom-Interviews ein großer Vorteil, weil ich die Interviewpartnerinnen örtlich nicht erreicht hätte. Da die Interviews über Zoom nicht ortsgebunden sind, waren Iwona und Diyana jeweils in vertrauter Umgebung, was auch zu einer offenen Erzählung führte (vgl. Schulz/Ruddat 2012): Iwona zuhause und Diyana im Garten eines Ferienhauses in Bulgarien. Dass Diyana zum Zeitpunkt des Interviews in Bulgarien war, war im Kontext ihrer Erzählung besonders spannend, weil sie nach ihrer Migration für 14 Jahre nicht mehr dort war und mittlerweile wieder einen Weg gefunden hat, dort zu sein und sich wohlfühlen. Interessant ist, dass im Vergleich der Zoom- und persönlichen Interviews die Online-Interviews störungsfreier waren als die Interviews vor Ort. Im Interview mit Halina war ihre Tochter und ihr Ehepartner ebenfalls in der Wohnung, was eine gewisse Unruhe auslöste und im Interview mit Ana im Park gab es Irritationen durch andere Menschen, Insekten(stiche) oder durch ihren Hund, der auch dabei war. Meines Erachtens waren beide Formen der Interviews gewinnbringend und es konnte eine vertrauensvolle und angenehme Atmosphäre geschaffen werden. Auch über Zoom lernte ich Diyana und Iwona im Rahmen des Interviews gut kennen und konnte ihre Atmosphäre wahrnehmen. Im Interview mit Halina, Iwona und besonders mit Ana war auffällig, dass ein großer Teil der Erzählungen, die durch meine Fragen ausgelöst wurden, erst nach dem offiziellen Ende des Interviews und nach dem Ende der Tonaufnahme stattfand. Breuer et al. (2019) weisen auf diesen oft üblichen „Erzähl Schub“ (ebd.: 241) hin. Diese Erzählungen und Informationen hielt ich jeweils in Postskripten fest, die ich direkt nach der Interviewsituation verfasste. In der Auswertung nutzte ich an manchen Stellen somit auch die Postskripte, um gewisse Erzählungen nachzuvollziehen. Da das Thema des Deutschsprechens in den Interviews von manchen Interviewpartnerinnen thematisiert wurde, setzte ich mich – auch im Austausch mit meiner Peer-Gruppe – viel mit verschiedenen Möglichkeiten des Zitierens aus den Transkripten auseinander, um einen angemessenen Umgang mit dem Thema zu finden. Die Entscheidung fiel darauf, die gesprochene Sprache zu transkribieren und diese auch in der Darstellung der Ergebnisse zu zitieren. Jede Veränderung an den Erzählungen würde noch mehr Übersetzung des Gesagten bedeuten als es

¹⁴ Nicht nur in der Erhebung der Daten unterschied sich das Forschen während der Pandemie, sondern auch der generelle Arbeitskontext wurde davon bestimmt. Der Austausch in der Peer-Gruppe konnte bspw. nur online stattfinden. Der Arbeitsort war nahezu ausschließlich daheim oder je nach Pandemiesituation mit FFP2-Maske und Infektionsgefahr in der Bibliothek – was den Forschungs- und Arbeitsprozess oft deutlich erschwerte.

durch die Transkription der Audiodatei in Schriftform sowieso bereits passiert.

5 Ergebnisse

In der Analyse meines Interviewmaterials konnte ich hinsichtlich meiner Forschungsfrage sinnvolle Ergebnisse herausarbeiten, die ich anhand von drei Kategorien vorstellen und meinen Analyseprozess dabei nachvollziehbar machen möchte. In der ersten Kategorie gehe ich auf die geteilte postsozialistische Erfahrung meiner Interviewpartnerinnen ein, die als wesentlicher Bestandteil der Kindheit, Jugend und Adoleszenz in den Herkunftsländern, auch ihre Vorstellung von Mutterschaft stark prägt. In der zweiten Kategorie arbeite ich im Erleben von Mutterschaft einen deutlichen Fokus auf die Kinder in jeglichen Lebensbereichen und -entscheidungen heraus. In der dritten Kategorie geht es um verschiedene Aspekte des ‚zur Mutter Werdens‘, an denen die Konstruiertheit und die Praxis von Mutterschaft aus den Interviews hervorgehoben werden.

5.1 Kategorie: Postsozialistische Erfahrung

In dieser ersten Ergebniskategorie möchte ich die in den Interviews offengelegte Perspektive auf die Welt darlegen, die ich als postsozialistische Erfahrung bezeichne. Die Lebens- und Herkunftskontexte meiner Interviewpartnerinnen erscheinen relevant, weil die geteilte postsozialistische Erfahrung ihre Lebensrealität und Weltanschauungen grundlegend prägt. Unter der postsozialistischen Erfahrung verstehe ich zunächst, dass die Interviewpartnerinnen vor dem Hintergrund des Erlebens ihrer Kindheit, Jugend und Adoleszenz in ihren sozialistischen Herkunftsländern erzählen. Im Rückblick auf diese Zeit wird von repressiven Strukturen erzählt, die einerseits als bedrohlich und einschränkend wahrgenommen wurden und die andererseits die Auseinandersetzung mit dem Begriff und dem Phänomen von Freiheit notwendig machten. Demgegenüber stehen positive Erinnerungen an das Leben im Herkunftsland. Weiter fasst die postsozialistische Erfahrung Aspekte, die durch die Migration in die BRD bzw. nach Deutschland entstanden. In ihren Erzählungen nehmen die Interviewpartnerinnen eine Außenperspektive zu ihren Herkunftsländern und den erlebten Strukturen dort ein, zu denen sie durch Migration nicht nur in ein räumliches, sondern auch in ein ‚geistiges‘, Distanzverhältnis getreten sind. Die geographische und soziale Distanz zum Herkunftsland lässt sie ihren neuen Lebensraum Deutschland und dessen kapitalistisches und demokratisches politisches System mit einer vergleichenden Brille als unterschiedlich gelagerte

Gesellschaftsformen betrachten.

5.1.1 Repression, Freiheit und Existenz

Zunächst möchte ich das (alltägliche) Erleben der Interviewpartnerinnen in ihrer Kindheit, Jugend und jungen Erwachsenenzeit in ihren jeweiligen Herkunftsländern herausarbeiten. Auffallend mehrdimensional und häufig spielt in den Interviews Freiheit, das ‚freie‘ Leben und Entscheiden eine Rolle. In vielen Lebensbereichen ihrer Kindheit und Jugend erlebten meine Interviewpartnerinnen freiheitsbegrenzende Einschränkungen in Bezug auf die Bewegungs- und Reisemöglichkeiten oder auf die Meinungsäußerung, bei deren Missachtung staatliche Sanktionen drohten. Das Gefühl von und der Wunsch nach Freiheit wird von den Interviewpartnerinnen als Gegenentwurf zur eigenen Unzufriedenheit mit dem einengenden Lebensgefühl einer von Angst vor Sanktionen geprägten Situation formuliert.

[I]n Polen damals als ich aufgewachsen bin äh waren diese kommunistische sozialistische Parteien sehr wichtig. Deshalb, das habe ich als Kind gespürt, in der Schule sogar musste sehr aufpassen, was man sagt, zu welchem Lehrer. Die Ängste oder diese Vorsicht habe ich als Kind erlebt, auch wenn meine Eltern über den Problem gesprochen haben, denen nicht gefallen haben. Oder über deren Medien oder über den Unrecht vom Polizei und solche Sachen. Da hat man dann in der Familie besprochen, aber nicht auf der Straße offen. Das hat mich gestört, als Kind schon damals. Wir haben gedacht, alle Kinder haben Recht, in freiem Land zu wachsen. (TS_Iwona_210810, Z. 209-219)

Iwona erlebte, dass ihr Verhalten als Kind und Jugendliche außerhalb privater, familiärer Räume staatlichen Erwartungen angepasst werden musste, um Repression zu vermeiden. Die Angst vor Lehrer*innen in der Schule, die Thematisierung gesellschaftlicher Probleme, beispielsweise der Ausübung von „Unrecht“ (ebd.) durch die Polizei war für sie nur in der Familie, nie in der Öffentlichkeit thematisierbar. Gleichzeitig bot ihre Familie offenbar durchaus den Ort für Kritik an Staat und Freiheitseinschränkungen, sodass sie schon als Kind den Gedanken formulierte, dass alle Kinder in einem „freie[n] Land“ (ebd.) aufwachsen und auch das Recht dazu haben sollten. Insbesondere für Iwona und Diyana sind diese Erfahrungen ausschlaggebend für ihre Migration gewesen. Beide migrierten aus der Not, diesem bedrohenden und einschränkenden Kontext zu entfliehen. Diyana beschreibt Migration folgenderweise: „Wenn man in einem fremden Land lebt, weil man sich bedroht fühlt in seinem Land“ (TS_Diyana_210810, Z. 437-438). Aufgrund der Möglichkeit zu freien Entscheidungen überwiegt für Diyana die ‚Fremde‘ Deutschlands. In der Auswertung der Interviews wird deutlich, dass die Sensibilität für Einschränkungen der freien Meinungsäußerung sich für alle Interviewpartnerinnen in ihren Alltag in Deutschland übertragen hat. So ist es ihnen ein starkes Bedürfnis, dass Menschen

die Möglichkeit haben, ihre Gedanken zu formulieren und auszusprechen.

[I]ch finde, ein Kind soll alles sagen. (...) Ich finde ein Kind soll sagen, was er fühlt, was er zu sagen hat. Aber die Grenze haben die, die die letzte Wort habe ich. Das habe ich aber auch gelernt hier in die Schule. In Realschule war dort so Grenze, wo meine Tochter nicht sagen konnte alles, was sie wollte. Die Lehrer haben wollten die Grenze haben. Dadurch gab es paar Schwierigkeiten, ne. Wo ich gesagt habe ‚Entschuldigung, solange mein Kind höflich bleibt und respektiert sie, finde ich mein Kind hat Recht, das zu sagen, was sie möchte‘. Sie können ihr den Mund nicht verbieten. Also ich bin schon so eine, welche auch sagt, das Kind kann sich, muss sagen, was sie will. Weil ich bin auch, ich bin so eine Gerechte. (TS_Halina_210713, Z. 655-665)

Halina spricht in diesem Ausschnitt über eine Situation während der Schulzeit ihrer jüngeren Tochter Vanessa. Sie betont ihre Vorstellung der freien Meinungsäußerung: Jedes Kind und jeder Mensch sollte und muss die Möglichkeit haben, seine Gefühle und Gedanken zu äußern – solange es in einem respektvollen Umgang passiert. Halina bezieht sich darauf, dass ihre Tochter in der Schule scheinbar gemäßregelt wurde. Prägnant ist dabei die Formulierung: „Sie können ihr den Mund nicht verbieten“ (ebd.). Meiner Auswertung folgend kann diese Perspektive Halinas klar mit ihrer sozialistischen Erfahrung in Verbindung gebracht werden, in der Meinungsäußerung institutionell beschränkt und verboten wurde. Interessant ist, dass sie sich in diesem Zusammenhang selbst als „Gerechte“ (ebd.) bezeichnet. Auch Diyana nutzt in einem ähnlichen Kontext eine Selbstbezeichnung: Sie sieht sich selbst als „Rebellin“ (TS_Diyana_210810, Z. 163). Im Interview beschreibt sie, wie stark sie sich von den gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen in Bulgarien eingeschränkt fühlte.

Und das letzte Jahr, als ich in Ferien da in Bulgarien war, wurde ich dreimal von Freunden in der letzten Sekunde gerettet, bevor sie mich hätten verhaften können, weil ich Rebellin war und den Leuten erklärt habe, dass sie sich nicht alles gefallen lassen müssen. (ebd., Z. 161-165)

Vor ihrer Migration sah sich Diyana in Bulgarien mit harten repressiven Konsequenzen kritischer Meinungsäußerung konfrontiert, so beschreibt sie, dass ihre Freund*innen sie vor dem Freiheitsentzug durch Verhaftung bewahrten. Nach ihrer Migration reiste sie erst nach 14 Jahren aus beruflichen Gründen dorthin. Diyana und Halina identifizieren sich im Einsatz für die Wahrung freier Meinungsäußerung in ihrer widerständigen Positionierung als ‚rebellisch‘ und ‚gerecht‘. Diese Momente durchziehen die biografischen Erzählungen aller Interviewpartnerinnen.

Der andere Grund war die (unv.) Freiheit, also ich habe mir immer gewünscht, ich war so eine Reisekindfamilie und äh ich meine nicht als Tourist aber äh ich wollte andere Kulturen kennenlernen, ich war immer neugierig, also ich wollte. Ich hab mir gedacht ‚warum habe ich kein Recht andere Kulturen zu kennenlernen. wir sind alle Menschen ne‘, hab ich mir gedacht und warum

haben wir/warum müssen wir das Visum (unv.) beantragen und jemand entscheidet, ob ich darf oder nicht darf, das hat mich echt so gedrückt und gedrückt und gedrückt (unv.). Nichts wie weg! (TS_Iwona_210810, Z. 125-134)

Iwona legt hier am Beispiel beschränkter Reisefreiheit dar, wie wenig sie im sozialistischen Polen ihre große Lust und Sehnsucht, zu Reisen, Neues kennenzulernen und neugierig sein zu können, ausleben konnte. Ihre Kritik am System spiegelt sich etwa in der Formulierung, dass – obwohl „wir alle Menschen“ (ebd.) sind – den Bürger*innen Polens zu der Zeit nicht die Rechte zugestanden wurden, die allen Menschen zugestanden werden sollten. Das Unrecht, das sich in der Beschränkung der Reisefreiheit ausdrückt, wird bei Iwona und in den anderen Interviews mit der Migrationsentscheidung in Verbindung gebracht. In den Erzählungen lässt sich grundlegend eine Sensibilität für das Thema der Freiheit herausarbeiten. Im Rückblick auf den eigenen biografischen Verlauf werden Freiheitsmomente betont. Überwiegend geht es dabei um Beschränkungen von Freiheit, doch Halinas Fall steht diesen Erzählungen kontrastierend gegenüber. Sie beschreibt ihre Kindheit und Jugend in Polen als eine besonders positive und ‚freie‘ Zeit:

Meine Kindheit war frei. Freiheit. Wir hamma bis zehnte Lebensjahr gewohnt auch in einem Hochhaus. Später haben meine Eltern ein Haus gebaut und wir sind umgezogen. Aber das war alles frei. Das das war die meine beste Jahre im Leben, die erste zehn Jahre. In Polen ist so, die Kinder sind immer zusammen. Wir spielen Tag und wir sind nie auch geblieben in eine Wohnung zum Spielen. Wir sind immer frei. (unv.) Wir sind immer Winter, Schnee. Wir waren immer draußen. [...] Also meine Kindheit war toll. (TS_Halina_210713, Z. 580-605)

Ihre Erzählung fällt insofern aus dem Rahmen der anderen Interviews, als die anderen Interviewpartnerinnen in Rückblick auf diese Phase ihres Lebens auf herausfordernde und schwierige Aspekte in der sozialistischen Gesellschaft ihrer Herkunftsländer eingehen. Es lassen sich durch das weitere Interview einige Vermutungen aufstellen, weshalb Halina auf diese Weise auf ihre Kindheit zurückblickt. Eine Möglichkeit wäre, dass sie sich damit auch gegen Vorurteile und stereotype Zuschreibungen an das Leben in einem sozialistischen Land wehrt und eine gewisse Sehnsucht nach Polen formuliert. Ana beschreibt ihre Kindheit ähnlich wie Halina (vgl. TS_Ana_210813, Z. 332-337). Das Erleben der eigenen Kindheit von Halina und Ana bildet einen starken Kontrast zur Erzählung existenzieller Sorgen in der Versorgung der eigenen Kinder. Mangelversorgung in der Schwangerschaft mit ihrem ersten Kind in Polen wird in Iwonas Erzählung besonders relevant.

Andere Belastung war das noch eine andere, die Situation in Polen die wirtschaftliche Situation in Polen war ganz schlimm äh ich hab mich ständig ich hab irgendwelche diese existenziellen Ängste gehabt, weil ich konnte nicht alle Sachen besorgen, die mein Kind brauchte. [...] Also äh sogar Windeln

hab ich selber genäht, es gab nichts es war wie ein Kriegszustand damals in Polen. Es war war Liebe von meinen Eltern, die haben sich auch Sorgen gemacht, die haben mir geholfen aber diese Zukunftsängste waren groß enorm. [...] Und ähm ja das war sehr wichtig. Mir war das nicht bewusst damals, weil jeder hat gekämpft mit verschiedenen in verschiedenen Lebenssituationen hat gekämpft, um zu durchleben, sagen wir, aber ich als Mutter hab ich mich wirklich Gedanken gemacht, was mich ich mit meinem Kind, wenn das und das fehlt, wenn ich keine Milch habe oder das ist schrecklich. (TS_Iwona_210810, Z. 86-105)

An diesem Ausschnitt wird deutlich, wie stark Iwona eine gesellschaftliche und wirtschaftliche Krise Polens Ende der 1980er Jahre wahrnahm. Die mangelnden Möglichkeiten, sich mit dem Notwendigen zu versorgen werden bei Iwona mit dem Kontext der ersten Schwangerschaft verstärkt und lösen Existenzängste aus. Die Versorgungslage in der polnischen Gesellschaft beschäftigte den Erzählungen folgend nicht nur Iwona, sondern alle – „jeder hat gekämpft“ (ebd.). Diese Situation war für sie neben der Hoffnung auf Freiheit der zentrale Grund für die Migration (vgl. ebd., Z. 125). Die Interviews zeigen, dass insbesondere Diyana, Iwona und Ana die Migration aus ihren ehemals sozialistischen Herkunftsländern durch die politische Situation motiviert sehen, die sich deutlich in ihren Biografien und Erfahrungen spiegelt.

5.1.2 „Das war anders in Deutschland“

Mit der Migration nach Deutschland erleben die Interviewpartnerinnen eine Gesellschaftsform, die sich gerade im historischen Kontext der 1980er und 1990er Jahre klar von ihrer Herkunftsgesellschaft unterscheidet. In der Auswertung des Materials öffnet sich durch diesen Kontext in Bezug auf die gesellschaftlich-politische Situation sowie das alltägliche Erleben ein Vergleichshorizont, der die Interviewpartnerinnen Anforderungen, Vorstellungen und Alltagspraxen in neuem Licht betrachten lässt. Besonders interessant ist, dass sie dieses Erleben vor der Folie des Aufwachsens in sozialistischen Gesellschaften verhandeln, die in vielen Aspekten den geteilten biografischen und lebensweltlichen Hintergrund bilden. Neben der Beschäftigung mit unterschiedlichen Konsummöglichkeiten ergeben sich mit den Themen Geschlechterverhältnisse, Familienpolitik und der Bezug zu Arbeit Schnittpunkte, die als untereinander verwobene Aspekte begriffen und im Vergleich zur Situation in Deutschland herangezogen werden. Mit der Ankunft in Deutschland steht in Anbetracht des Ausmaßes von Produktangeboten und daraus folgenden Konsumpraktiken den Interviewpartnerinnen eine andere extreme Erfahrung gegenüber.

Es war auch ein Schock für mich, als ich nach Deutschland gekommen mit

dieser Laden mit vollen Regalen und habe mir gedacht, warum so viele Sorten Joghurt, warum ist das so verpackt? Das ist äh Verschwendung. Und das ja. Aber habe ich mich dazu gewöhnt. Weißt du, was immer was Neues ist, besser ist vielleicht. Gewöhnt man sich schneller. Aber (...) ich weiß, mit dem Jahr habe ich das auch entdeckt. Ich war ziemlich kritisch zu vielen Produkten oder weil ich habe mir aufgeregt, Warum ist das so süß? Warum ist das so? [...] Aber ich war immer kritischer beim Kaufen. Ich habe immer, muss ich dir sagen, meine Einkaufsliste hat sich immer begrenzt zu den Produkten, die weniger als zwei Zutaten auf der Rückseite hatten, also hauptsächlich Naturprodukte, also nicht Natur- also nicht bearbeitete Sachen. Ich hab sie selber bearbeitet, weil ich kannte das auch von meiner Mutter. Meine Mutter hat Gemüse aus dem Land, Sachen haben wir auch gehabt, im Laden, aber sie hat immer gekocht aus diesen einfachen Produkten, und das habe ich hier auch gemacht. (TS_Iwona_210810, Z. 232-256)

Die große Auswahl an Lebensmitteln und Warensorten im Laden schockieren Iwona und werfen für sie Fragen auf, etwa nach Verpackungsmüll oder Lebensmittelverschwendung. Sie betont ihre kritische Herangehensweise an die Produkte und das Einkaufen: Sie kauft nur Produkte, die weniger als zwei Zutaten haben, die sie als „Naturprodukte“ (ebd.) bezeichnet. Beim Einkaufen und Zubereiten von Essen greift Iwona auf ihr bekannte Praktiken zurück, die sie schon von ihrer Mutter kennt. Gleichzeitig erzählt sie von der schnellen Gewöhnung an die neue Situation. Die Erfahrung ist widersprüchlich, da sie in Iwona auf der einen Seite Skepsis gegenüber Produktmassen und -qualität hervorruft und sie andererseits durch Gewöhnung Vorteile des Angebots ausmachen lässt.

Diese Freiheitsgefühle, das war das Plus, diese volle Regalen auch Plus. Denk ich schon. Weil es einfach, was wenn als Kind, du gehst ins Laden, kaufst du dir fertige Joghurt was zum Mitnehmen. Das sage ich, na? Das ist schon bequem. Also ich habe als Kind nur Bäckerei gehabt oder einen Becher Kefir zur Verfügung. Wir haben mehr gehabt, das ist ein Luxus. Das war ein Luxus für die Kinder, für mich auch einigermaßen Entlastung. (TS_Iwona_210810, Z. 266-273)

Iwona verknüpft die Möglichkeiten, ‚Fertigprodukte‘ kaufen zu können, mit dem Gefühl von Freiheit und Luxus vor dem Hintergrund ihrer eigenen Kindheit. Die Verfügbarkeit der Produkte lässt sie die Situation in Deutschland als Entlastung auch in Bezug auf die Versorgung eigener Kinder verstehen. Neben der Versorgung von Kindern ist auch Kinderbetreuung ein Thema, das in den Interviews immer wieder aufgegriffen wird, ist die unterschiedliche Situation der Kinderbetreuung in den jeweiligen Herkunftsländern im Vergleich zu Deutschland.

Natürlich war in Bulgarien so, dass die Kinderbetreuung viel mehr organisiert war als in Deutschland. Jetzt macht Deutschland auch Fortschritte. Aber in Bulgarien war selbstverständlich, dass du Platz im Kindergarten bekommst. Bei mir war es unmöglich. Man hat mit, ich hab Martin schon bei der Geburt bei fünf Kindergärten angemeldet. Nirgendwo habe ich Platz bekommen. Und sie: lassen sie sich scheiden, dann kriegen Sie Platz. Ja. Und deswegen musste er in einem furchtbar mit drei, er musste ein bisschen zum Kindergarten, in

einem furchtbar teuren Kindergarten privaten, haben wir ihn angemeldet, weil nirgendwo sonst wir Platz gekommen haben. Das hat das hat mich schon sehr, ja, erstaunt und das negativ erstaunt. (TS_Diyana_210810, Z. 181-191)

Wie die anderen Interviewpartnerinnen berichtet Diyana von der gut ausgebauten staatlichen Kinderbetreuung in ihrem Herkunftsland. Ihre Formulierung macht deutlich, dass sie diese Erkenntnis selbstverständlich findet: „Natürlich“ (ebd.) war die Kinderbetreuung in Bulgarien besser organisiert als in Deutschland, jedes Kind hatte die Option auf einen staatlichen Kindergartenplatz. Sie selbst musste in Deutschland auf eine teure, nicht-staatliche Einrichtung zurückgreifen. Iwona erlebt die Versorgung mit Lebensmitteln im Rückblick auf ihre Kindheit auch mit Arbeit verbunden, da in der Freizeit ihrer Eltern die selbstständige Versorgung mit Lebensmitteln vorgesehen war. An den Wochenenden musste in Polen im Garten gearbeitet werden, um die Versorgung mit Gemüse zu gewährleisten, während in Deutschland in ihren Augen die Fixierung des Alltags auf Arbeit aufgebrochen wurde. Wochenenden und Freizeit bilden in ihrer Erfahrung nun ‚Erholungsräume‘ abseits der Lohnarbeit und damit Zeit für Freizeit, Familie, Kinder, Natur und Ausflüge:

Dass wir am Wochenende auch Zeit gehabt haben für meine für unsere Kinder. Wir haben viel Zeit verbracht einfach in der Natur mit den Kindern, war uns wichtig. Was ICH erlebt habe als Kind, das war ein bisschen anders. War Riesenfamilie. Wir haben uns besucht, aber manchmal meine Eltern haben oft gearbeitet, irgendwo im Garten. Das ist ganz normal in Polen, dass man vom Garten lebt. Also wirklich von An-von eigene Gemüseanbau. Und dann hat man leider auch diese paar Stunden, musste dahin. Am Wochenende sogar und das war anders in Deutschland. Ich konnte mit meinen Kindern zum See fahren. Ich konnte mit meinen Kindern etwas unternehmen, was nicht mit der Arbeit verbunden ist. Das war das Neue und das Schöne. (TS_Iwona_210810, Z. 221-232)

Im Interview wird deutlich, inwiefern sich für Iwona Mutter-Kind-Aktivitäten und Familienzeit in Deutschland unabhängig von als Arbeit verstandenen Tätigkeiten gestalten und somit positiv zu ihrer Kindheit und Jugend abgrenzen lassen.

Der Vergleich unterschiedlicher Gesellschaftsformen, den die Interviewpartnerinnen durch ihre Migration nach Deutschland teilen, ermöglicht ihnen, gesellschaftliche Strukturen und Lebensweisen voneinander abzugrenzen und bewerten zu können. Das lässt etwa Diyana eine Gegenüberstellung der aus den politisch-sozialen Verhältnissen abgeleiteten Mentalität der einerseits postsozialistischen bulgarischen und andererseits kapitalistisch geprägten deutschen Gesellschaft ziehen:

Diese Mentalität, alles hinzunehmen, obwohl man auf sie tritt und das hat mich, das hat mich so enttäuscht. [...] Dass sie nicht alles hinnehmen müssen, dass sie nachdenken müssen, wie sie leben, was man mit ihnen macht. Das mache ich auch in Deutschland. (Lacht) Und das erkläre ich auch meinem

Sohn oder früher jedenfalls. Jetzt ist er erwachsen genug. Das hat mich auch schockiert. In Bulgarien war zum Beispiel so, dass man nie wusste, man Brot kauft oder wo man Käse oder so, weil die Läden fast leer waren. Und in Deutschland hat mich echt schockiert, dass es eigentlich die gleiche Methode, aber spiegelver/ also umgekehrt ist hier. Gibt es so viel Blödsinn, so viel Ramsch und die Leute haben wieder auch nicht nachgedacht, WIE sie leben, was mit ihnen passiert, weil sie dann auf der Suche nach Geld waren, um sich jeder Blödsinn zu kaufen, was sie nicht brauchen. In Bulgarien hat man nicht nachgedacht, weil man dem ständig auf der Suche war nach Essen, nach allem und hier war man auf der Suche, damit man in diese Wühlkörbe bei C&A sich Sachen kauft, die man nicht braucht und deswegen keine Zeit hat nachzudenken, was diesem Land passiert und warum."(TS_Diyana_210810, Z. 160-181)

Grundlegend formuliert Diyana an dieser Stelle im Interview den Gedanken, dass Menschen unabhängig der gesellschaftlichen Verhältnisse diese als gegeben und unveränderbar betrachten. Wie Iwona ist auch Diyana nach der Migration schockiert über die Situation in Deutschland. Sie kommt zur Erkenntnis, dass in beiden Gesellschaften die Strukturen so konstruiert sind, dass sie verhindern, immanente Dynamiken zu erkennen und zu verstehen. Interessant an diesen Stellen aus dem Interview ist die Vorstellung, dass Menschen etwas widerfährt, auf das sie keinen Zugriff haben und dass sie in eine Passivität gegenüber als aktiv verstandenen Instanzen wie Regierungen oder wirtschaftlichen, politischen Institutionen drängt. Die Rolle als Rebellin, die Diyana sich zuschreibt, bedeutet damit also, dass sie selbst die Strukturen und die Verhältnisse verstehen und reflektieren kann und die anderen Menschen darauf hinweisen möchte. In ihrer eigenen Argumentation situiert sie sich außerhalb der Verhältnisse.

5.2 Kategorie: Alles für die Kinder?

Bei vielen Erzählungen in den Interviews stehen die eigenen Kinder im Mittelpunkt: Sowohl in alltäglichen als auch in weitreichenderen Konstellationen richteten sich die Interviewpartnerinnen aufgrund starker Verantwortungsgefühle nach dem (vermuteten) Wohl ihrer Kinder bzw. ihres Kindes. Eine Ausrichtung, die mitunter selbstkritisch betrachtet wird. Beide Dimensionen, Mutterschaft und Migration, überschneiden und verzahnen sich über den Fokus auf die Kinder und eröffnen so ein Spannungsfeld, das ich im Folgenden untersuchen möchte. Dabei sollen insbesondere die Rolle der Kinder und des Kindeswohls für die Migrationsentscheidung, andererseits die Bedeutung der Kindesentwicklung für die Lebensentwürfe der Mütter (als Belastung und Herausforderung) im Vordergrund stehen.

5.2.1 Hoffnung auf ein besseres Leben – Migrationsentscheidung und Kindeswohl

Mit der Ausrichtung nach dem Kindeswohl zeigt sich die Verwobenheit mit der Migration(entscheidung), denn die Migration scheint eng verknüpft mit der Hoffnung auf ein besseres Leben für die Kinder. Festhalten lässt sich, dass sich die Migrationsentscheidungen nicht auf einen einzelnen Beweggrund zurückführen lassen. Allerdings eint alle Interviewpartnerinnen die Sorge um das Aufwachsen ihrer Kinder und deren Sorgen, Hoffnungen und Erwartungen. Zunächst ergibt sich die Vorstellung, dass ihre Kinder nicht in einem repressiven Staat aufwachsen sollen. Eine Triebkraft der Migration scheint der starke Wunsch der Mütter zu sein, dass ihre Kinder ‚frei‘ oder ‚in Freiheit‘ leben können. Diesen Wunsch leiten die Interviewpartnerinnen aus ihrer eigenen Erfahrung in der Kindheit, Jugend und jungen Erwachsenenzeit in ehemals staatssozialistischen Herkunftsländern ab: „Also ich habe mehr gehofft, dass meine Kinder äh nicht das erleben müssen, was ich erlebt habe als Kind. In einem sozialistischen Land und äh dieser.. Ich habe gehofft, dass die mehr Freiheit genießen werden“ (TS_Iwona_210810, Z. 206-209). Iwona entwickelt aus ihrer eigenen Kindheitserfahrung die Hoffnung, dass ihre Kinder in einer anderen Gesellschaft aufwachsen sollen, in denen ihnen mehr Freiheit und Rechte zugestanden werden als ihr selbst zuteilwurden. Auch Diyana entwickelt aus ihrem eigenen Erleben heraus die Auffassung, dass die (sozialistische) Gesellschaft Bulgariens kein Ort war, an dem sie Mutter werden wollte: "Das war für mich absolut selbstverständlich, dass ich mein Kind in Deutschland bekomme. Und ehrlich gesagt, das ist auch besser so. In Bulgarien war furchtbar“ (TS_Diyana_210810, Z. 153-155). Auch die anderen Interviews zeigen in der Auswertung ähnliche Codes und Ergebnisse. Das Ziel eines ‚freieren‘ Lebens für die eigenen Kinder als relevante Motivation der Migration nach Deutschland lässt sich anhand der Interviews weiter explizieren. Ein Argumentationsstrang, der sich aus den Gesprächen ergibt, stellt erhoffte Bildung und Bildungserfolge, sowie die Möglichkeit einer beruflichen und finanziellen Karriere der Kinder in den Vordergrund.

Dann haben wir [mein Mann und ich, JK] auch Verschiedenheiten gehabt. Der wollte große Auto, der wollte Haus. Aber ich habe also gesagt, wie für mich ist besser, die gute Ausbildung für Kinder als irgendwelche Mercedes, BMW, blablabla (lacht). Das war Unterschied zwischen uns. Dann hab ich mich entschieden, nach Italien, weil [Stadt in Kroatien] ist in der Nähe Italien. Und habe ich meine Papiere vorbereiten. Aber das ja Schicksal hat anders entschieden. Habe ich eine deutsche Freund gehabt. Also gute Freund. Der hat mich dann geholfen, nach Deutschland Arbeit zu suchen. Dann bin ich nach Deutschland gekommen. (TS_Ana_210813, Z. 65-74)

Anhand dieser Interviewstelle zeigt sich, dass die (Aus)Bildung der Kinder einen so hohen Stellenwert einnimmt, dass sie für Ana eine der Hauptdifferenzen zwischen ihr und ihrem Ex-Partner darstellt. Während ihr Ex-Partner seine eigenen Bedürfnisse in den Mittelpunkt rückt, ordnet Ana eigene Lebensvorstellungen dem Fokus auf das Wohl ihrer Kinder unter. Ana verbindet hier ganz explizit den Zugang zu Bildung und beruflichen Chancen für ihre Kinder mit der Entscheidung zur Migration. Umgekehrt ergibt sich *durch* die Migration die Notwendigkeit, die (Aus)Bildung der Kinder in den Vordergrund zu rücken. So entstehen einerseits aus einer Idealvorstellung von Bildung und andererseits aus einem gewissen Druck, der durch die Migration und diskriminierende Strukturen entsteht, deutlich erkennbare Bemühungen um Bildung der Kinder. Interessant ist, wie relevant das (schnelle) Erlernen der deutschen Sprache für den Zugang zu Gesellschaft und Bildung eingeschätzt wird. Wie auch Iwona spricht Ana darüber, dass sie selbst keine ausreichenden Deutschkenntnisse hatte, um ihren Kindern die Sprache beizubringen. Dass sie ihren Kindern in der Schule nicht helfen konnte, sieht sie rückblickend als positiv für die Entwicklung ihrer Kinder:

Habe ich keine Sorge. Weil die, die haben also (..) von sich selber gelernt. Weil die ich glaube, die große Tochter, die die Ältere war Vorbild für die Jüngere. Und sie war Musterschülerin. Also nicht, dass ich Druck gemacht habe, weil ich konnte sowieso nicht. Also hamma parallel deutsch gelernt. Ich konnte nicht zeigen, wie andere Mütter, Hausaufgaben. ‚Die, der, das‘ blablabla. Das konnte ich nichts, weil sie müssen dann selber. Das ist wahrscheinlich gut, dass die Kinder/ ich habe nie Hausaufgabe gezeigt, gemacht. (TS_Ana_210813, Z. 238-245)

Ihren Kindern diese Bildung zu ermöglichen, steht für Ana mit ihrem Wunsch und der Hoffnung in Verbindung, dass diese es leichter als sie selbst haben sollen. Im Interview werden ihre Bemühungen um die Bildung ihrer Töchter weiter deutlich, wenn sie formuliert: „Und ja, ich habe alles in Schule investiert, was ich konnte, weil die andere haben Autos, Häuser, keine Ahnung was, nein. Wenn ich konnte nicht studieren, dann muss meine Kinder also ermöglichen, dass die studieren können“ (ebd., Z. 153-157). Der starke Fokus auf eine weitreichende Bildung der Kinder geht in allen Interviews mit deutlichen Erwartungen an die Kinder einher. Gerade an diesem Zitat ist erkennbar, wie groß der Wunsch und die Hoffnung auf eine ‚gute‘ Bildung ist, wenn Ana ihren Kindern mit allen Mitteln ein Studium in Deutschland ermöglichen möchte. Die Interviewpartnerinnen selbst erlebten teilweise selbst nicht die Bildung, die sie gerne erreicht hätten – wie z.B. Ana – oder konnten nicht auf Kontinuitäten und Verlässlichkeiten in ihrem beruflichen Werdegang zurückgreifen – wie z.B. Iwona und Halina. Gerade in der Auseinandersetzung mit dem Thema (Aus)Bildung der eigenen Kinder ist auffällig,

dass mit wenigen anderen Ausnahmen in den Interviews nur in diesem Kontext über den (Ex-)Partner gesprochen wird. Ana beschreibt, dass es zwischen ihr und ihrem Ex-Partner in Bezug auf die Bildung ihrer Kinder zu Auseinandersetzungen kam. In ihrer Perspektive steht die (Aus)Bildung der Kinder im Fokus und in der Erzählung wird deutlich, dass sie trotz einer prekären finanziellen Lage alle Bemühungen eingehen würde, ihren Kindern den Zugang zu einer speziellen Schule o.ä. zu ermöglichen:

Wenn ich meine Ehemann dabei hätte, meine Kinder wären nicht so in Schule besuchen, die selber gewünscht haben. Sondern, dann habe ich zum Beispiel also Nebenjob nebenbei gearbeitet, dass ich die Schulen finanzieren kann. Das wäre mein Mann NIE machen im Leben. ‚Gehst du in die Bäckereiausbildung, Bäckerei, auf Wiedersehen. Darum bin ich froh, dass ich alleine mit Kinder hier bin, weil er werde, er werde mich dann da bisschen bremsen, also nicht erlauben (TS_Ana_210813, Z. 427-434)

Dass bezüglich dieses Themas von den Partnern gesprochen wird, scheint damit zu tun zu haben, dass bei Halina, Iwona und Ana die Partner anfangs die Alleinverdiener der Familie waren und Ausgaben für die Kinder vom Lohn des Partners gezahlt werden mussten (vgl. z.B. TS_Halina_210713, Z. 90-98). Meines Erachtens ist es eine spannende Erkenntnis, dass meine Interviewpartnerinnen in Bezug auf mein Forschungsinteresse des subjektiven Erlebens von Mutterschaft lediglich in wenigen Momenten Bezug auf ihre Partner nehmen. Wenn über das Muttersein und die Verwobenheit mit der eigenen Migrationsgeschichte gesprochen wird, steht die Partnerschaft nicht im Fokus, sondern die Erzählungen beziehen sich zu einem großen Teil auf die Kinder und das Wohl ihrer Kinder. Es lässt sich heraus argumentieren, dass die interviewten Personen es als ihre Aufgabe als Mutter wahrnehmen, alles für die Ausbildung und Jobs ihrer Kinder zu tun. Im Interview mit Halina zeigt sich das zentral daran, dass sie davon ausgeht, dass ihre Hauptzeit als Mutter endet, wenn ihre Kinder im Beruf angekommen sind:

Also, ich kann sagen, ich bin FAST fertig. Also ich bin mit, mit meine große. Ich bin mit meiner großer ähm -Schwester wollt ich sagen (schmunzelnd) - Tochter finde ich fertig. [. . .] Die andere braucht man noch ein paar Jahre oder so. Und dann, wenn sie beendet hat ihre Studium, dann bin ich erleichtert. (TS_Halina_210713, Z. 478-495)

5.2.2 Mutterschaft als Mehrfachbelastung

Aus den Erzählungen lassen sich Belastungen der Mutterschaft herausarbeiten, die mit dem Fokus auf die eigenen Kinder zusammenhängt. Durch die (alleinige) Verantwortung für die Vereinbarkeit von Muttersein, Care-Arbeit, Migration und Erwerbsarbeit, scheinen die Interviewpartnerinnen dazu gezwungen, im eigenen Le-

ben deutlich zurückzustecken. Der Fokus im Muttersein auf andere Menschen und die Fürsorgearbeit werden als kräftezehrend erlebt. Der Einstieg in die Erwerbsarbeit nach vielen Jahren des Mutterseins als weiterer Kontext mit Anforderungen an die Interviewpartnerinnen schafft besonders in Iwonas Fall einige zusätzliche Belastungen: „Und dann kam mein Berufsleben, der hat mich auch sehr gefressen“ (TS_Iwona_210810, Z. 581). Sie spricht in folgender Interviewstelle vom Muttersein und der Haushaltsarbeit jeweils als Jobs. Hier betont sie im Aussprechen der Belastungen, dass die Liebe für ihre Kinder und ihren Partner dennoch gegeben waren:

Also wenn ich war in der Arbeit gestresst, bin ich mit dem Problem nach Hause gekommen. Da war zweite Job als Mama und Haushalt und und Frau, die (unv.). Liebe war auch. Das sage ich nicht. Die Liebe zu den Kindern war immer zu meinem Mann. Aber irgendwann war ich sehr erschöpft. (TS_Iwona_210810, Z. 626-630)

Wenn in den Interviews über schwierige Momente bezüglich der Kinder gesprochen wird, erwähnen die Interviewpartnerinnen im selben Kontext, wie wichtig die Kinder für sie waren und sind. Sie betonen die Liebe für die und das Glück wegen der Kinder. Es lässt sich vermuten, dass dieses Sprechen im Kontext spezifischer Erwartungen von Mutterschaft passiert. ‚Eigentlich‘ scheint es vor diesem Hintergrund nicht möglich, schlecht über die Muttererfahrungen und über Anstrengungen zu erzählen.

Ich war viele Jahre, ich war viele Jahre zu Hause alleine. So ist die Fazit. Ne? War für mich in diesem Sinn schwierig, dass ich nicht für mich eine, für MICH was tun kann. Für mich persönlich. Also egal, ob Ausbildung oder Umbildung, vielleicht nicht. Aber Umschulung. Oder auch Abend Freunde treffen treffen sich ich, ich musste überall mit Kindern gehen, und da durfte ich natürlich in bestimmte Zeit, weil 20 Uhr waren sie schon müde, ne. Das war die schlimme Zeit kann ich sagen, diese kleine Kinder und keine Hilfe haben. Das war die nach der Geburt die Kinder auch, wenn das wunderschön auch war die Zeit, ne. Aber auch schwierig. Für mich schwierig. (TS_Halina_210713, Z. 118-127)

Das Verantwortungsgefühl für die Kinder, das in allen Interviews eine Rolle spielt – und je nach Ressourcen umgesetzt wird – bewirkt auch die Vorstellung, (immer) für die Kinder verfügbar zu sein. Sowohl Lohnarbeit als auch das in Anspruch nehmen von Zeit für Freizeit oder Hobbys war somit erschwert. Iwona spricht diesbezüglich von einer ‚Prägung‘ ihres Lebens:

Was mich noch äh (...) mein Leben geprägt hat hier. Also ich bin hier nach Deutschland gekommen, mit zwei kleinen Kindern, kleine Familie. [...] Aber ich konnte mich nicht so entwickeln. Also mit meinen Hobby, weil ich habe wirklich wenige Zeit gehabt. Ich wusste, wenn ich das mache, ich bin für meine Kinder nicht da. Ähm. Es war eine Anstrengung für mich. (TS_Iwona_210810, Z. 563-569)

Dem Fokus auf die Kinder stehen in den Erzählungen an manchen Stellen innere Widerstände gegenüber. Teilweise versuchen die Interviewpartnerinnen, Aspekte ihres ‚eigenen‘ Lebens wieder zu erreichen oder neue zu entwickeln. In der Verhandlung um diese Aspekte geht es viel darum, dass die vielen Jahre des ‚nur‘ Mutterseins nicht ihren persönlichen Wünschen entsprechen. Wie an anderer Stelle bereits beschrieben, wird bei Iwona und Halina beispielsweise die Lohnarbeit als wichtiger Bezugspunkt im Leben deutlich, um sich vom Fokus auf die Kinder zu lösen. Die Lohnarbeit wird hier bei Halina als Fluchtpunkt aus der Situation des Zuhause-seins mit den Kindern beschrieben:

Ich wollte auch für mich was tun, ne? Nicht nur nicht nur Mutter sein. In Polen sind man normalerweise so gewöhnt, vor allem die Frauen arbeiten in Polen. [...] Sie arbeiten, in Polen gibt es sehr wenig Teilzeitkräfte also, da gibt's keine Berufe, wo du so viele Teilzeitkräfte machen kannst. Da gibt es wirklich Vollzeit, und sie arbeiten alle Vollzeit. Was in Polen aber ist die Betreuung (unv.), was hier in Deutschland leider nicht stattgefunden hat, weil, wie gesagt, meine erste Tochter hat nicht im wie in Polen mit-Du kannst auch schon Zweijährige geben. Ich habe keine Möglichkeit gehabt, ein Kinderkrippe zu geben, weil das auch nicht gab's oder die Krippe war sehr teuer. Das, was ich verdient hätte in meine Firma mit mit zwei Kinderkrippe-Stellen, welche ich keine verdient habe. Und dann sage ich besser wäre ich für meine Kinder da wie eine Krippe zu bezahlen. (TS_Halina_210713, Z. 265-282)

Der Wunsch, durch Lohnarbeit nicht mehr ‚nur Mutter‘ (ebd.) zu sein, hängt in Halinas Erzählung eng mit ihrer postsozialistischen Erfahrung zusammen. Vollzeit arbeitende Frauen und Mütter sind für Halina das bestimmende und das ‚normale‘ Bild der weiblichen Lebensrealität, das sie durch ihr Erleben in Polen entwickelt und das die (dortige) staatliche Kinderbetreuung durch etwa Krippen fördert. Für Halina weichen die Arbeitsverhältnisse für Frauen in Deutschland stark von der Normalität vollzeitarbeitender Mütter in Polen ab. Die mangelnden Möglichkeiten staatlicher Kinderbetreuung erschweren Müttern, die Doppelrolle einer einerseits Lohnarbeitenden, andererseits Erziehenden, Haushaltenden und Care-Tätigen Mutter einzunehmen. Die Interviewstelle hebt insbesondere die Aushandlung unterschiedlicher Frauenrollen und an sie geknüpfte Erwartungen im Kontext von Mutterschaft und Lohnarbeit hervor, mit denen sich Halina, ähnlich wie die anderen Interviewpartnerinnen, konfrontiert sieht. Dabei wird deutlich, dass Halina aufgrund des gesellschaftlich und politisch hergestellten Fokus auf die Kinder(fürsorge) für viele Jahre ihrer Vorstellung vom Leben als lohnarbeitender Mutter nicht folgen konnte.

Wir Frauen, wir gehen, wenn jemand geht arbeiten, geht arbeiten, geht in die Schule, betreut die Kinder, alles macht. Also wir hamma drei Jobs. Also Polen macht gut, dass sie Frauen mit 60 in Rente gehen, weil sie haben sich

einfach verdient, mit 60 in Rente zu gehen. Und dann kannst du entscheiden. Weil meine Schwester arbeitet mit 62. Kannst du dann entscheiden, ob du weiterarbeiten willst oder nicht. Aber du hast dich verdient, mit 60 in Rente zu gehen, weil du gearbeitet hast, weil du Erziehung gemacht hast für die Kinder. (TS_Halina_210713, Z. 795-808)

Halina spricht über die strukturelle Mehrfachbelastung von Frauen, indem sie beschreibt, dass „wir Frauen“ (ebd.) drei Jobs haben wie Kinderbetreuung und -erziehung, Erwerbsarbeit, Haushalt etc. Da Frauen im Gegenzug in Polen bereits im Alter von 60 Jahren in Rente gehen oder entscheiden können, weiterzuarbeiten, wird aus Halinas Perspektive die polnische Gesellschaft durch diesen Ausgleich der häufig belastenden Verwobenheit von Mutterschaft, Care und Erwerbsarbeit besser gerecht als die deutsche. Die polnische Rentensituation scheint aus Halinas Perspektive eine besondere Anerkennung der weiblichen Belastung zu sein, die sich Frauen „verdient“ (ebd.) haben. Das Erleben der Interviewpartnerinnen als Mütter ist demnach stark dadurch geprägt, dem Wohlergehen ihrer Kinder in den mehrdimensionalen Anforderungen durch Mutterschaft, Care-Arbeiten und Erwerbsarbeit einerseits und durch die Migrationssituation und das Ankommen in der ‚neuen‘ Gesellschaft gerecht zu werden.

5.3 Kategorie: Mutterwerden als Praxis

In der Analyse des Materials ergibt sich, dass Mutterschaft als Praxis nicht aus ‚natürlich‘ weiblichen Wissen gespeist werden kann und Mütter nicht aufgrund ihres ‚Frauseins‘ die Anforderungen und Aufgaben ‚einfach so‘ bewältigen können. Durch die Migrationssituation scheint dieses Thema verstärkt, da jegliches Vertraute, Bekannte zurückgelassen wird und kein Zugriff mehr darauf besteht. Mutterschaft ist eine Praxis, die ausgehandelt, hergestellt und erlernt werden muss. Dieses Erkenntnis wird in den Interviews anhand verschiedener Themen deutlich.

5.3.1 Ambivalenz zwischen Erwartung und Praxis

In der Analyse wird die Prozesshaftigkeit des ‚Mutterwerdens‘ zunächst daran deutlich, dass eine gewisse Ambivalenz zwischen Erwartung und Praxis besteht. Die Interviewpartnerinnen verbinden zeitlich vor dem Mutterwerden gewisse Erwartungen – Wünsche und Ansprüche – mit Mutterschaft, die mit dem Migrationskontext zusammenhängen. Unmittelbar nach der Geburt des ersten Kindes und in der frühen Phase des Mutterseins ergibt sich ein starker Widerspruch im Erleben.

Hm. Kind zu bekommen das war mein Wunsch ich wusste von vornherein, dass ich als Frau äh das brauche. Mein Erfüllungswunsch war, das Kinderbekommen, in einer Familie zu leben genau. Das war glaub ich auch durch

die Erziehung durch die Polen geprägt durch die Erziehung irgendwie und die Realität war so, dass ich mit kleinem Baby hab ich verstanden, dass ich meine Freiheit verloren haben. Das war ein Schock für mich Hanna die erste Tochter hab ich sehr geliebt es war oh ein super Kind sagen wir ich war 24 Stunden für das Kind und für mich war das ein Schock, nicht nur dass ich gestillt sondern, dass ich körperlich an das Kind gebunden war nicht mehr durch die Nabelschnur aber trotzdem (lacht) und hab ich oft geweint ich weiß nicht tob man das nennt Depressionen bei den Frauen aber ich hab geweint wirklich, weil von diesem Studentenleben wo ich meine Freiheit als Halberwachsene genießen habe. Ich habe als Studentin Verantwortung für mich getragen, aber immer hab ich den Rücken von den Eltern gehabt. Das ist ein die beste Zeit im Leben Student zu sein. (TS_Iwona_210810, Z. 64-79)

Iwona knüpft an dieser Stelle ihren Kinderwunsch vor der Schwangerschaft und das Mutterwerden an die für sie erfolgreiche Erfüllung von ‚Frausein‘. Sie erzählt dabei, dass sie diese Verknüpfung durch den Einfluss der polnischen Mutterschaftsvorstellung entwickelte. Das tatsächliche Muttersein trifft sie nach der ersten Geburt wie ein Schock. Plötzlich erlebt sie eine radikal empfundene Verantwortung und Abhängigkeit zu ihrem Baby, was gleichzeitig mit dem Verlust der eigenen Freiheit einhergeht. Das beschreibt sie eindrücklich durch die gefühlte Verbindung über die (durchtrennte) Nabelschnur und das Stillen. Iwona nimmt wahr, dass nun ein Menschenleben von ihr (körperlich) abhängt und sie durchgängig verfügbar sein muss. In der Auswertung erscheint es so als würde die ‚eigentliche‘ Erwartung des Mutterglücks durch die Geburt des (ersten) Kindes durch einen unvorhergesehenen, aber dennoch erlebten Schock nach der Entbindung gebrochen. Spannend ist, dass die negativen Gefühle nach der Geburt als ‚besonders‘ und ‚überraschend‘ wahrgenommen werden und die Liebe für das Kind als ‚eigentliche‘ Erwartung als ‚normal‘. In den Erzählungen über die Ambivalenz zwischen den Erwartungen und der Realität, wird ein Bruch zwischen dem Leben vor dem ersten Kind und dem Erleben nach der Geburt des ersten Kindes und damit verbunden ein Verlust des bisherigen, des ‚eigenen‘ Lebens erlebt. Halina erzählt:

War das für mich, na gute Zeit, muss ich ehrlich sagen, du bist verliebt. Du kommst nach Deutschland, du bist andere Land. Ich bin gern offen. Ich mag gern andere Länder kennenlernen und alles. Aber wenn gerade der Punkt gekommen ist, wenn du die Kinder bekommen hast, das war für mich umstã-100 mal auf schlecht umgedreht. Hundert mal. Zuerst habe ich gemerkt, das ist bestimmt auch Schuld von Beruf von mein Mann. Ich war von in der Früh bis abends allein mit den Kinder. Ich konnte abends nie allein unternehmen was. Ich habe keine Kindermädchen gehabt. Könntest auch nicht leicht dich leisten natürlich. (TS_Halina_210713, Z. 85-94)

Halina beschreibt ihr anfängliches Leben nach ihrer Migration als eine „gute Zeit“ (ebd.). Die Neugier auf das ‚neue‘ Land und das Kennenlernen ihres Partners mit der Phase des Verliebtseins benennt Halina als klar positive Momente. Die Geburt

ihres ersten Kindes wird dadurch zu einem Kipppunkt, der von Vollzeitbetreuung, alleiniger Verantwortung und Gebundenheit an ihr Kind gefolgt wurde. Ihre alltäglichen Praxen des Zeitvertreibs und des sozialen Lebens gingen dadurch verloren (vgl. auch TS_Ana_210813, Z. 97-117; TS_Diyana_210810, Z. 55-61). Halina verbindet ihre prekäre Situation damit, dass ihr Partner Vollzeit erwerbstätig war und die finanzielle Lage keine andere Betreuung der Kinder, z.B. durch ein ‚Kindermädchen‘, ermöglichte. Interessant ist, dass Halina sich das Muttersein als eine leicht zu bewältigende Praxis vorstellte und dann einen deutlichen Widerspruch zu ihrer Erwartung erlebte: „Also Muttersein für also als junge Mädchen oder als Jugendliche oder 21-jährige Mädchen habe ich mir immer Muttersein so einfach vorgestellt. So einfach. Ist ganz, ganz anderes“ (TS_Halina_210713, Z. 131-133). Eine Verwobenheit von Mutterschaft und der Migrationserfahrung zeigt sich unter anderem auch an der Ambivalenz zwischen der Erwartung an die und der Praxis der Mutterschaft, wenn Halina erzählt: „Also Kinder bekommen in Ausland ohne andere Familienmitglieder zu haben, war sehr schwer für mich. In diesem Sinne, Kinder ist schön zu haben, aber (unv.) du hast keine, keine Hilfe“ (ebd., Z. 75-77). Halina beschreibt, wie widersprüchlich sie das Mutterwerden erlebte, als sie nach ihrer Migration nach Deutschland Kinder bekam.

Darum sage ich, die Fazit ist so: Von meine Geschwister alles in Polen, die haben alle meine Eltern, meine Mama hat nie gearbeitet. Also die Familiäre ist da, wenn Ferien waren oder so egal, ob meine Schwester, mein Bruder oder jemand andere von der Familie war für die andere Kinder auch da. Das ist die erste Fazit, wo ich gesagt habe, ich habe keine Hilfe. Das war, das war das Schwierige. Das ist alles schön gewesen, solange die Kinder nicht da waren. Später hat sich für mich äh, sag mal so, wie gesagt, schön, Kinder zu haben. Aber ich hab mir einfach vorgestellt. Das muss ich zugeben. [...] Das war die schlimme Zeit kann ich sagen, diese kleine Kinder und keine Hilfe haben. Das war die nach der Geburt die Kinder auch, wenn das wunderschön auch war die Zeit, ne. Aber auch schwierig. Für mich schwierig. (TS_Halina_210713, Z. 98-127)

Halinas Formulierungen erwecken den Anschein, als wäre insbesondere die Migrationssituation für die erlebten Schwierigkeiten verantwortlich. Durch die Migration nach Deutschland war nach der Geburt des ersten Kindes keine Unterstützung durch ihre polnische (Herkunfts-)Familie möglich. Halina beschreibt dieses fehlende Unterstützungsnetzwerk eindrücklich. In der Gesamtschau lässt sich sagen, dass die interviewpartnerinnen diese Ambivalenz insbesondere in der frühen Phase der Mutterschaft erlebten. Das Mutterwerden war für sie überraschend herausfordernd und mit der Zeit und dem Kennenlernen entspannte sich scheinbar die Situation und der Widerspruch zwischen der Erwartung und der Praxis und wurde nicht mehr in der Ausprägung wahrgenommen.

5.3.2 Mutterschaft im kulturellen und intergenerationalen Kontext

Das Mutterwerden ist eng verbunden mit der Migrationserfahrung der Interviewpartnerinnen, durch die gewisse Selbstverständlichkeiten sowie Tradierungsprozesse wegbrechen. Der Bruch führt dazu, dass sich die Mutterschaft einerseits durch kulturell-gesellschaftliche Aspekte und andererseits durch intergenerationale Aspekte herstellt. Durch die Migration erlebt beispielsweise Iwona Unterschiede in den Erwartungen an das Muttersein, die als kulturelle Unterschiede bezeichnet werden können.

Das war ein bisschen kulturell, nicht Schock, aber das anders hier in Deutschland als in Polen. [...] Solche Sachen wie, dass man sich zum Besuch anmelden muss oder oder das voraussagen muss oder vereinbaren muss. Mit dem mit meinem Nachbarn zum Beispiel- eine deutsche Nachbarin. Das war für mich ‚häh‘ Nicht normal. Also ich habe normalerweise in Polen einfach geklopft ‚hallo, hallo, hast du paar Minuten Zeit für mich. Ich möchte Dir was erzählen. Oder kannst du mir ein bisschen Salz geben? Ich bringe dir morgen wieder zurück‘ oder sowas. Das war ganz normal in Polen und das war hier nicht normal. Aber ich hab da komische Gesichter gesehen, habe von meiner Nachbarinnen, ne? Deutsche Nachbarinnen. Also, was warum habe ich plötzlich kein Ei oder kein Salz mehr in der Küche, ne? Aber ich war einfach frisch gebackene Mutter, gestresste Mutter. Und manchmal ist es das passiert, dass was gefehlt hat in der Küche. (TS_Iwona_210810, Z. 515-526)

Durch das Mutterwerden in Deutschland war Iwona mit spezifisch ‚deutschen‘ Vorstellungen von Mutterschaft konfrontiert. Für sie ergaben sich neue Erwartungen in Bezug auf das ‚wie‘ der mütterlichen Praxis, wie z.B. die Art und Weise von Haushaltsführung. Durch vermeintliche Beurteilungen des eigenen Mutter-Handelns durch Nachbar*innen, Bekannte und Freund*innen – ‚komische Gesichter‘ von ‚deutschen Nachbarinnen‘ (ebd.) – zeigt sich, dass sich Mutterschaft nach gesellschaftlichem Kontext oder anders gesagt nach kulturellem Kontext herstellt. Auch die politischen Verhältnisse in Bezug auf Mutterschaft spielen in der Herstellung der Praxis eine Rolle. Dieser Aspekt wird besonders sichtbar durch unterschiedliche ‚Normalitäten‘ zwischen den Herkunftsgesellschaften und der deutschen Gesellschaft.

Und dann ähm kam mein Vater zu Besuch. Und es war schwierig, weil es war so, dass, dass sie nur mein Vater und meine Mutter abwechselnd kamen dann, aber sie dürften nur drei Monate bleiben. Das waren [Behörde in Bezug auf Asyl und Migration], des irgendwie ein Gesetz, und ich erinnere mich ähm ich habe [angefangen, an einem Projekt zu arbeiten, JK]. [...] Und da und erst mal hat man mir gesagt, in Deutschland ist es anders. Oma und Opa kümmern sich nicht um die Kinder. Da müssten sie mal gucken, wie sie zurechtkommen. (TS_Diyana_210810, Z. 73-98)

Nach der Geburt ihres Kindes arbeitete Diyana an einem beruflichen Projekt

und ihre Eltern sollten für die Kinderbetreuung aus Bulgarien kommen. Doch die migrationspolitischen Regelungen und insbesondere die dabei verfolgte Vorstellung von Mutterschaft erschwerte diesen Plan. Die Behörden vermittelten, dass es „in Deutschland anders ist“ (ebd.). Mutterschaft hätte Diyana in der deutschen Gesellschaft zu diesem Zeitpunkt scheinbar leichter herstellen können, wenn sie ihrer Erwerbsarbeit nicht nachgegangen wäre. Entscheidend ist hinsichtlich Mutterschaft demnach, wer welche Aufgaben übernehmen soll und dass ‚kulturelle‘ Unterschiede aktiv zugeschrieben werden¹⁵. Weiter möchte ich auf die intergenerationalen Aspekte der Herstellung ‚mütterlicher‘ Praxis eingehen. Anhand des fehlenden Austauschs mit der Mutter- und Großmutter-Generation, der durch die Migration verursacht wurde, zeigt sich, dass sich Mutterschaft ‚normalerweise‘ durch intergenerationale Tradierungen konstruiert.

Ich hatte keine Familie. Aber ich habe ein Amt gehabt. (...) Ja. Das war eine Überraschung für mich, positive Überraschung. (...) Aber Familie hat mir gefehlt (lacht) trotzdem. Das muss ich sagen ne. Also hat es gibt beim jüngere Mütter viele Fragen, viele Situationen, in denen du nicht weiß ich nicht wusste, was will was will mein Kind? Warum schreit mein Kind? Wie schreibt mein Kind? Es gibt viele zig verschiedene Arten von Schreien (unv.) Und ich war so unversicherte Mutter, weil ich wusste nicht wie ich reagieren soll. Ich kannte die Sprache von meinem Kind nicht. Na? Also mit dem Zeit habe ich gelernt ‚ah das schreit so, weil das ist so, so und so, ne‘. Dann konnte konnte unterscheiden Schreien vom Schreien oder Lachen vom Lachen. (...) Aber das dauert und macht dir, das hat mich auch ein bisschen fertig gemacht. Vielleicht kam, konnte Oma kommen und sagen ‚ach, das ist nicht schlimm. Das und das und das ne.‘ Dann konnte ich schon ruhiger schlafen. Das, diese Austausch hat mir gefehlt damals. Das sind, sagen wir, kleine Sache, aber die haben mich beschäftigt. (TS_Iwona_210810, Z. 547-563)

Obwohl Iwona die staatliche Unterstützung in Deutschland als Mutter wertschätzte, spricht sie über das Fehlen ihres familiären Netzwerks, was sie rückblickend als notwendig im Mutterwerden wahrnimmt. Als junge Mutter beschreibt sich Iwona als hilflos mit den vielen Unklarheiten und Fragen und verbildlicht das am Beispiel des schreienden Kinds. Angemessene Reaktionen auf ihr Kind waren für Iwona nicht klar. Prägnant formuliert sie: „Ich kannte die Sprache von meinem Kind nicht“ (ebd.). Das Erlernen bestimmter Praktiken und das Aneignen von Wissen für das Muttersein waren für sie Teil des Mutterwerdens. Durch einen alltäglichen Austausch mit ihrer eigenen Mutter oder ihrer Großmutter hätte sie relevante Unterstützung in diesem Prozess erhalten. Es lässt sich folglich argumentieren, dass Mutterschaft durch einen vergeschlechtlichen Tradierungsprozess zwischen Generationen hergestellt wird. Das Erleben der eigenen Kindheit und das Erleben der eigenen Mutter und Großmutter spielt in dieser Hinsicht ebenso eine Rolle.

¹⁵ Dass in dieser Zuschreibung von einem klar diskriminierenden Moment erzählt wird, soll hier nur am Rande bemerkt sein.

[I]ch habe DAS gemacht, was meine Großeltern mit mir gemacht haben. Die haben IMMER für mich Zeit gehabt. Die haben immer sich mit mir unterhalten. Ähm, immer egal was für Fragen, ich gestellt habe, haben sie versucht, zu antworten. Haben nie gesagt ‚ach, du bist klein. Geh mal weg‘. Ähm. Und das habe ich auch mit meinem Sohn konsequent durchgehalten. (TS_Diyana_210810, Z. 379-384)

Nicht nur im Moment des eigenen Mutterwerdens ist der intergenerationale Aspekt relevant, sondern auch das, was Diyana ihr Leben lang aus dem Austausch mit ihren Großeltern ziehen konnte, wirkt nach der Geburt ihres Kindes auf den Herstellungsprozess von Mutterschaft. In Bezug auf dieses Thema ist Ana eher als kontrastierender Fall einzuordnen. In Anas Erzählung kommt der Prozess des Mutterwerdens nicht vor. Eine Vermutung dabei ist, dass sie bereits mit einem zwölfjährigen und einem dreijährigen Kind migrierte und das Interview auf die Verwobenheit von Mutterschaft und der Migrationssituation ausgerichtet war. Die frühe Phase des Mutterwerdens lag dadurch möglicherweise nicht so im Fokus des Interviews für Ana. Umgekehrt betont das, dass die Erzählungen der anderen Interviewpartnerinnen sich auf die frühe Phase als Mutter beziehen und dass Mutterschaft etwas ist, dass nach und nach erlernt wird und zunehmend selbstverständlicher wird.

5.3.3 Konfrontation mit und Aushandlung von Mutterschaftsvorstellungen

Die Interviewpartnerinnen setzten sich im Prozess des Mutterwerdens kontinuierlich mit Bildern und Vorstellungen von Mutterschaft und mit dem eigenen Abweichen oder Erfüllen auseinander. In der Analyse ergibt sich, dass die Interviewpartnerinnen vor dem Hintergrund der Migrationssituation von ihrer sozialistischen Herkunftsgesellschaft in die deutsche Gesellschaft die Vorstellungen und Bilder von Mutterschaft vergleichend verhandeln. An folgendem Ausschnitt aus dem Interview mit Halina wird deutlich, dass sich in den Erziehungsstilen erkennbare Unterschiede zwischen dem Mutterbild, das sie aus Polen kennt, und dem Mutterbild in der deutschen Gesellschaft gibt:

Meine Mutter war, ich habe einfach übernommen die Erziehung von meiner Mutter, weil ich die einfach toll gefunden habe. Die war etwas strenger vielleicht als ich, in diesem Sinne du hast eine gekriegt, nicht geschlagen (lacht), aber wenn du widersprochen hast und nicht in die Kirche gegangen bist, Schatzi! (Lacht) Das war eine Strafe! [...] Du hast TOTAL den Respekt vor die Lehrer gehabt. Das war diese Erziehung gerade in dieses sozialen Länder. Was natürlich ich hätte nie erlaubt in Deutschland, dass meine Kind geschlagen wird oder so. Was auch nicht war, ne. Gab Strafe, aber andere Stress. (...) So. Wie gesagt, ich habe viele übernommen von meine Mutter. Ich glaube, ich war schon auch strenge Mutter. Kann, glaube ich, meine

Kinder sagen, dass ich in diesem Sinne streng war. Aber ich finde, das ist nicht falsch gelaufen. Ich Ich, ich habe die eine, ich hab eine Mischung gemacht. Ich habe übernommen etwas aus deutsche Erziehung. Ich wollte nicht, dass meine Kinder so hundert Prozent deutsch erzogen sind, nur mit dieser Strenge. Weil sie leben mit deutsche Kinder hier. Sie haben nur deutsche Freundschaften gehabt. (TS_Halina_210713, Z. 606-688)

Wenn Halina über Erziehung in ihrer Familie und in staatlichen Einrichtungen wie der Schule erzählt, beschreibt sie Strenge als eine der Hauptelemente. Ihrer Beobachtung nach war eine strenge Erziehung charakteristisch für sozialistische Länder. Auch spricht Halina darüber, dass sie die Erziehung ihrer Mutter übernahm. Sich selbst beschreibt sie als strenge Mutter und geht davon aus, dass ihre Kinder das so bestätigen würden. Interessant ist, dass Halina von einer „Mischung“ (ebd.) zwischen der selbst erlebten polnischen Erziehung und der antizipierten deutschen Erziehung spricht, die sie als Mutter verfolgte. Aus zwei verschiedenen Muttervorstellungen sucht sie sich verschiedene Aspekte aus. An der deutschen Vorstellung von Erziehung orientiert sie sich, da sie ihre Kinder in Deutschland aufzieht und diese außerhalb der Familie überwiegend in ‚deutschen‘ Kontexten leben¹⁶.

In der Auswertung der Interviews zeigt sich, dass die Interviewpartnerinnen sich ausführlich mit den Bildern einer guten Mutter und ‚richtigem‘ bzw. ‚falschem‘ Verhalten gegenüber den Kindern beschäftigen. So gibt es die Auffassung, dass eine ‚gute‘ Mutter liebevoll ist, ein gutes Beispiel für ihre Kinder sein will und insbesondere die Bedürfnisse, Interessen, Wünsche und Probleme der Kinder wahrzunehmen lernt und so individuell auf ihre Kinder eingehen kann. Damit wenden sich die Interviewpartnerinnen allerdings gegen die Vorstellung, dass es *eine* gute Art und Weise gibt, wie eine Mutter ist, sondern dass dies individuell dem jeweiligen Kontext angepasst werden muss.

Ich als Mutter ich finde diese Zeugnisse und alles, das ist schön und gut. [...] Aber ICH habe eine Meinung auch gehabt, wo ich gesagt habe zum Beispiel diese Kind gehört in Gymnasium und die andere gehört nicht in Gymnasium. [...] du kennst du ein Kind und du weißt, dass sie lebendig ist, kann nicht sitzen, dass sie Konzentration etwas Störung hat und so und so weiter. Darum habe ich ich, äh, entschieden, die Kinder selbstständig zu arbeiten, um denen, um mich auch eine Bild zu machen, ob sie in welche Schule, in welche Schule gehören sie. Und dadurch bin ich gut klargekommen und meine Kinder auch. Auch wenn Anfang Stress gab's mit eine, aber später hat sich bedankt, ne. Ja. (TS_Halina_210713, Z. 176-189)

Die eigenen Kinder so selbstständig wie möglich zu erziehen, sieht Halina als

¹⁶ Im Satz „Ich wollte nicht, dass meine Kinder so hundert Prozent deutsch erzogen sind, nur mit diese Strenge“ ist meines Erachtens genau andersherum gemeint, dass Halina nicht wollte, dass ihre Kinder ‚nur‘ nach der als polnisch beschriebenen Art erzogen werden. An dieser Stelle bewerte ich das so, weil ich auch während des Interviews mir zu diesem Satz notierte, dass es inhaltlich „polnisch“ meinte.

einen wichtigen Faktor einer guten Mutterschaft. Durch die Erziehung zur Selbstständigkeit erhoffen sich die Interviewpartnerinnen, dass ihre Kinder möglichst frei in ihren Entscheidungen sind. Wie bei Iwona betont Halina, wie wichtig es ist, die eigenen Kinder individuell zu sehen und deren Stärken und Schwächen richtig einzuschätzen. Am Übertritt ihrer jüngeren Tochter von der Grundschule in eine weiterführende Schule zeigt sie, dass um die Persönlichkeit ihres Kindes weiß und sich so ein viel umfassenderes Bild machen kann. Bei Halina ist besonders interessant, dass sie insbesondere als Frau ihren Töchtern in Bezug auf weibliche Lebensverhältnisse ein gutes Beispiel sein möchte, indem sie betont, wie relevant Selbstständigkeit und Unabhängigkeit ist. Sie verknüpft das Thema mit der finanziellen Situation und der Lohnarbeit.

Und Arbeit normalerweise, ich bin der Meinung Arbeiten schadet nicht, egal, welche Arbeit zu machst. Hauptsache, du hast Kontakt mit andere. Dabei kriegst du etwas Geld, was geschätzt auch wird als Frau. Ich fühle mich besser als Frau, wenn ich als Mutter Frau ich will auch gute Beispiele seien für meine Kinder. Das Geld kommt nicht vom Himmel, da muss man dafür hart arbeiten. (TS_Halina_210713, Z. 230-236)

Für Halina bedeutet Lohnarbeit einerseits die Möglichkeit, mit Menschen in Kontakt zu kommen, und andererseits durch finanzielle Ressourcen selbstständig und unabhängig zu sein. Wie an weiteren Stellen in ihrem Interview betont sie dabei die weibliche Situation und dass sie als Frau insbesondere für ihre Töchter ein gutes Beispiel sein will. Die Idee, dass eine gute Mutter auch ein gutes Beispiel für ihre Kinder ist, spielt auch in den anderen Interviews eine Rolle. Diyana erzählt von ihrer Herangehensweise an die Erziehung:

Und dadurch, dass man Verantwortung hat für einen Kind und dass man versucht, auch dem Kind gutes Beispiel zu sein. Weil für mich Erziehung ist einfach nix Erpressung. Nur das gute Beispiel hilft den Kindern, so zu werden, wie die sind, ja. Ja. Ja. Weil es reicht nicht, ‚nein‘ zu sagen, sondern du musst erklären, warum du nein sagst. Bitte nicht an den Herd gehen, es ist heiß. Das hab ich ihm auch gezeigt. Und ich habe auch versucht, nicht ‚nein‘ zu sagen, wenn ich es nicht sein muss. Ich hab auch die Wohnung so organisiert, dass er Kinder sind so, dass er sehr viel Freiheit hatte. Aber es gab Sachen, die wirklich ‚nein‘ waren, nicht, weil meine Laune ist schlecht ist, sondern weil die gefährlich sind - das ist die Hitze, das ist der Strom, das ist Messer oder Gabel so. (TS_Diyana_210810, Z. 119-131)

In dieser Interviewstelle spricht Diyana darüber, dass der einzig sinnvolle Weg der Erziehung ist, dem eigenen Kind ein gutes Beispiel zu sein und ihm größtmögliche Freiheit zu gewähren. Sie grenzt sich dabei durchgehend von anderen Erziehungsmethoden wie beispielsweise der Erziehung über Erpressung oder Verbote ab, denn ihrer Auffassung nach kann sich ihr Kind erst entfalten, wenn es erkennt und versteht. Eine gute Mutter, die ein gutes Beispiel für ihre Kinder darstellt,

„hilft den Kindern, so zu werden, wie sie sind“ (ebd.). In allen Interviews wird im Resümee eine allgemeingültige Vorstellung von Mutterschaft abgelehnt, da sich einerseits Kontexte und Persönlichkeit der Kinder unterscheiden, und andererseits Zeitpunkt und Ort immer von zentraler Relevanz für die Mutterschaft sind.

Ich sage dir ehrlich, gibt es keine ideale Mutter, keine ideale Kinder, weil das alles hängt ab von Situationen. [...] Ich glaube, wenn du richtige Mutter bist und du, ich vermute, jeder Mutter, welche liebt seine Kinder, versucht, alles für seine Kinder gut zu machen. Wirklich jeder Mutter versucht! Ob das gelingt oder nicht, das ist schon zwei verschiedene Sache. [...] Du hast nicht nur Stress, nicht nur Erziehung der Kinder, du hast auch finanzielle Probleme. Und du musst bestimmt hart arbeiten, um die Kinder großzuziehen und weiterzumachen. [...] ICH glaube, du kannst tolle Mutter sein, auch wenn ich, wenn ich beobachte, auch die reiche Familie, wo sich alles erlauben können, Gott sei Dank, das muss ich dazugeben, meine Kinder haben angefangen, in diesem Jahr zu, die die Klasse zu sein, wo die Eltern, deutsche Eltern waren sehr gut, die waren auch viele viele Mutter, welche nur halben Tag gearbeitet haben. Sie habe sich viel Zeit für die Kinder genommen. Und sie haben natürlich auch die Kinder viel gegeben, was Positives war für alle Kinder, verstehst du. Die Kinder haben sich dann immer zusammengetroffen, und und jeder hat was positiv von andere Familie. Aber ich wäre, mein Fazit ich, ich glaube, gibt's keine ideale Mutter (TS_Halina_210713, Z. 714-741)

Eine liebende Mutter macht in dem von Halina aufgemachten Bild alles für ihre Kinder (siehe Kapitel „Alles für die Kinder!“). Sie spricht über ihre Annahme, dass jede Mutter zumindest versucht, das Bestmögliche für ihre Kinder zu erreichen. Abhängig von den jeweiligen Kontexten sind diese Versuche erfolgreich oder nicht. Interessant ist, dass Halina die Möglichkeiten von Mutterschaft mit der finanziellen Lage verknüpft. Dabei beobachtet sie unterschiedliche Kapazitäten von Müttern in der Betreuung der Kinder. Die „reichen“ (ebd.) Mütter können sich weniger Erwerbsarbeit und mehr Fokus auf die Kinder leisten. Sie geht davon aus, dass durch den Kontakt unter den Kindern alle von diesen unterschiedlichen Ressourcen profitieren können. Trotzdem betont sie weiter, dass es nicht *die eine* ideale oder gute Mutter gibt. In den Aushandlungen und der Konfrontation mit Muttervorstellungen und -bildern wird deutlich, wie stark hier eine Ambivalenz zwischen Programm und Realität besteht. Spezifische Vorstellungen von Mütterlichkeit und Mutterschaft, die mit starken Erwartungen und Anforderungen an Mütter einhergehen, dominieren in den Erzählungen und gleichzeitig erleben und beobachten die Interviewpartnerinnen, dass eine eindimensional konstruierte und allgemeingültige Vorstellung von Mutterschaft nicht sinnvoll ist.

Nach der Analyse der Interviews lässt sich folglich argumentieren, dass Mutterschaft nicht nur gesamtgesellschaftlich, sondern in jeder sozialen Situation hergestellt wird. Mütterliche Praxen und mütterliches Wissen werden somit einerseits in jedem

Kontext und in jeder Interaktion konstruiert und andererseits erlernen Frauen, die Mütter werden oder sind, diese Praxen und dieses Wissen auf verschiedene Weise.

6 Diskussion

Das Vorhaben dieser Arbeit besteht darin, sich der Forschungsfrage *„Wie gestaltet sich das Erleben von Mutterschaft im Kontext von Migration aus ehemals sozialistischen Ländern Europas nach Deutschland?“* anzunähern. Dabei soll herausgearbeitet werden, welche Relevanzen die Interviewpartnerinnen setzen sowie das Erleben, die Erfahrungen, die Innenwelten und die Erzählungen von Müttern im Kontext der Migrationserfahrung aus ehemals sozialistischen europäischen Gesellschaften in den 1980er und 1990er Jahren sichtbar gemacht werden. Nach dem Überblick über den Forschungsstand und der Darstellung der empirischen Analyse sollen die Ergebnisse in Dialog mit der Literatur gebracht werden. Die Ergebnisse werden vor der Folie bestehender theoretischer und empirischer Arbeiten diskutiert und damit in gesellschaftlich und wissenschaftlich hervorgebrachte Debatten, Diskurse und Sinnbezüge eingegliedert.

Besonders eindrücklich und in Teilen überraschend waren Erzählungen in den Interviews, die sich in der Analyse unter dem Begriff der postsozialistischen Erfahrung fassen und als die geteilte Lebenswelt der Interviewpartnerinnen wahrgenommen werden. Unter dieser postsozialistischen Erfahrung lassen sich verschiedene Aspekte verstehen. Zunächst geht es um die Vergesellschaftung der Interviewpartnerinnen in einem sozialistischen Gesellschaftssystem. Die als bedrohlich empfundenen staatlichen freiheitsbeschränkenden Maßnahmen führten bereits in der Kindheit und Jugend der Interviewpartnerinnen zu einem eingeengten Lebensgefühl. Die Erzählungen zeigen, wie häufig und auf vielschichtige Weise sich mit Vorstellungen, Gefühlen und Wünschen über Freiheit und einem ‚freien‘ Leben auseinandergesetzt wird. Die Erfahrung von Repression und der Begriff der Freiheit wird in der Literatur und in anderen empirischen Arbeiten nicht in dem Maße verhandelt, wie es im Interviewmaterial vorkommt. Auch die positiven Erfahrungen der Kindheit und Jugend in den Herkunftsländern, wie Halina und Ana es erzählen, spielen in der (deutschsprachigen) Migrationsforschung wenig bis keine Rolle. Das mag daran liegen, dass sich ebendiese Forschungen auf das Ankommen in der deutschen Gesellschaft konzentrieren (vgl. Metz 2016: 20; Kaya 2009: 9; Heinemann 2014). Als weiterer Aspekt der postsozialistischen Erfahrung spielt die spezielle Migrationssituation eine Rolle, die durch den sogenannten Eisernen Vorhang und nach 1989 durch den schrittweisen Umbruch und Umbau der politischen und gesell-

schaftlichen Strukturen geprägt ist. Wie Morokvasic und Rudolph (1994) von einer gewissen „Sehnsucht nach dem Westen“ (ebd.: 17) in den sozialistischen Staaten schreiben, stand für die Interviewpartnerinnen die Migration nach Deutschland implizit und explizit in Verbindung mit einer Vorstellung eines freien, ‚guten‘ und erfolgreicherer Lebens. Die Erzählungen der spezifischen Migrationssituationen, wie beispielsweise die Ausreise aus dem Herkunftsland oder die Möglichkeiten der Rückkehr, stehen dabei teilweise in Widerspruch mit der Literatur. Der dritte Aspekt der postsozialistischen Erfahrung meint den Blick der Interviewpartnerinnen auf die sozialistischen und postsozialistischen Herkunftsstaaten aus einem räumlichen und ‚geistigen‘ Distanzverhältnis. Diese Perspektive ermöglicht ihnen einen Vergleich zwischen ihrer neuen Lebenswelt in der deutschen Gesellschaft als kapitalistisches und demokratisches politisches System und ihren Herkunftsgesellschaften. Genauer formuliert, stellen sie durch die Migration ihre kapitalistische Erfahrung der sozialistischen Erfahrung gegenüber. Das Erleben ‚neuer‘ Konsummöglichkeiten scheint die unmittelbare Erfahrung des kapitalistischen Systems gewesen zu sein, die ambivalent - als schockierendes Überangebot, Gefühl von Freiheit und alltäglichen Praxen wie des Kochens – wahrgenommen werden (vgl. Bernstein 2005). Neben der Konfrontation mit ‚neuen‘ Konsumpraktiken verhandeln die Interviewpartnerinnen den Vergleich der jeweils erlebten Gesellschaften vor allem anhand des Verhältnisses von Mutterschaft und Erwerbstätigkeit. Einige bereits in der Literatur besprochenen Aspekte lassen sich vertiefen, wenn beispielsweise der starke Wunsch nach Erwerbstätigkeit geäußert wird. Oder sich in den Erzählungen von dem in Deutschland dominierenden Bild der Mutter – als die auf die Kindererziehung sowie den Haushalt fokussierte Person – abgewendet wird. Halina möchte dieser Vorstellung nicht entsprechen und „nicht nur Mutter sein“ (TS_Halina_210713, Z. 265). Hier wird nicht nur das Bild der erwerbstätigen Mutter und das Bild der ‚Hausfrau‘-Mutter gegenübergestellt – wie beispielsweise bei Schütze (1986), Vinken (2001) oder Toppe (2022). Vielmehr werden die Interviewpartnerinnen nach der Migration mit dem ‚deutschen‘ Mutterbild konfrontiert und bewerten dieses kontinuierlich rückbeziehend auf das ihnen bekannte Bild. Zusätzlich wird durch die Erzählungen teilweise der mythenhafte Charakter des Bilds der emanzipierten, erwerbstätigen Frau in den sozialistischen Gesellschaften Europas betont, wie bei Gysi und Meyer (1993) sowie Wippermann (2015) zu lesen ist. Besonders in Iwonas Fall wird die staatliche Unterstützung der Kinderbetreuung nicht als ausreichend empfunden. So stellt sich die Frage, ob die Idee der arbeitenden Frau nicht vordergründig durch staatliche Kinderbetreuung ermöglicht wird, sondern durch die deutliche Mehrfachbelastung der Mütter und der familiären

Netzwerke. Grundlegend betont der Forschungsstand, wie relevant die Struktur und Gestaltung von Kinderbetreuung und -erziehung für die Müttersituation ist (vgl. Schütze 1986: 105; Vinken 2001: 40ff.; Toppe 2022: 94f.; Malich/Weise 2022: 41f.). Obwohl es durch die Analyse stellenweise Anknüpfungen in der Literatur gibt, die diese Ergebnisse vertiefen können, spielt die postsozialistische Erfahrung als Ganzes in der Literatur in der Weise bisher wenig bis keine Rolle. Die geteilte postsozialistische Erfahrung ist die Brille, durch die die Interviewpartnerinnen ihre Mutterschaft erleben und die ihre Vorstellungen von Mutterschaft prägen¹⁷.

Weiter ist in den Erzählungen besonders präsent, dass die Kinder und das Kindeswohl im Erleben des Mutterseins eine sehr zentrale Stellung einnehmen. Der postsozialistische und migrantische Kontext kommt dabei in vielfacher Weise zum Tragen. Die Fokussierung auf die Kinder beginnt bereits beim Kindeswunsch der meisten Interviewpartnerinnen und zeigt sich im weiteren Verlauf des Mutterseins, wenn die Wünsche, Sorgen, Hoffnungen bezüglich der Kinder Entscheidungen und Gestaltung der eigenen Lebenswelt beeinflussen oder sogar bestimmen – wie beispielsweise die Entscheidung zur Migration oder der Verzicht auf Erwerbsarbeit. Es lässt sich herausarbeiten, dass die Interviewpartnerinnen (nahezu) alles für ihre Kinder machen, entscheiden und aufgeben. Diese Zentrierung auf das Kind entwickelte sich historisch mit der Entstehung des ‚modernen‘ Konzepts von Mutterschaft im Zuge der Entstehung der sogenannten modernen Gesellschaft. Die ‚Erfindung der Kindheit‘ (Tolasch 2016: 49) war ausschlaggebend für die Anforderungen an die ‚neuen‘ Mütter. Und auch in den letzten Jahrzehnten verzeichnet die Geschlechterforschung, wie Cornelia Schadler (2016) schreibt, trotz Bestrebungen nach mehr Geschlechtergerechtigkeit in den Fürsorgearbeiten teilweise eine Stärkung der Mutterrolle, „die stark auf die Bedürfnisbefriedigung und die positive Förderung des Kindes ausgerichtet“ (ebd.: 155) ist. Bezüglich des Kinderwunsches schreiben Gysi und Meyer (1993), dass sowohl in den sozialistischen Gesellschaften als auch in der BRD bzw. Deutschland Mutterschaft und Weiblichkeit so eng verknüpft wurden, dass ein Kinderwunsch zur Selbstverständlichkeit der weiblichen Bedürfnisse wurde (ebd.: 140, 162). Durch das Aufdecken dieser gesellschaftlich hergestellten Vorstellungen wie in dieser Arbeit kann die Naturalisierung der Verbindung von Mutterschaft und Weiblichkeit infrage gestellt werden (vgl. Thiessen 2019: 1142). In den Interviews sticht besonders die Verbindung der Migrationsentscheidung mit dem Kindeswohl heraus. Obwohl sowohl die Entscheidung für die Migration als auch die Migrationsprozesse der Interviewpartnerinnen nicht linear

¹⁷ Interessant wäre weiterführend, die starke Relevanz der postsozialistischen Erfahrung als Ergebnis dieser Arbeit vor dem theoretischen Hintergrund gesellschaftlicher Transformationsprozesse zu betrachten

erzählt werden, fällt die Hoffnung auf ein gutes oder sogar besseres Leben der Kinder durch die Migration nach Deutschland auf. Dieser Aspekt wird in der Literatur in dem Sinne nicht verhandelt. Vor dem Hintergrund der eigenen sozialistischen Erfahrung erwächst die Idee, dass die eigenen Kinder nicht in einem repressiven Staat aufwachsen sollen. Weiter spielt die Vermutung auf bessere Chancen für Bildung und Beruf der Kinder eine Rolle in der Entscheidung. Interessant ist, dass sich der Wunsch nach Bildung durch die Migration zu einer Notwendigkeit von Bildung wandelt – geleitet durch die Sorge des Ausschlusses und der schlechteren Chancen aufgrund diskriminierender Strukturen. Die Relevanz einer sehr guten Ausbildung der Kinder zeigt sich daran, dass die Interviewpartnerinnen viel Arbeit in die Förderung der Kinder stecken. Sie stellen Erwartungen an ihre Kinder hinsichtlich von Leistungserfolgen und sprechen von Beginn an deutsch mit ihnen, um einen möglichst guten Einstieg in Kindergarten, Schule und soziale Kontakte zu gewährleisten, obwohl ihnen das Deutschsprechen selbst noch schwerfällt. Die hohen Erwartungen an die Kinder werden nur implizit sichtbar durch die Freude und den Stolz über schulische Leistungen, Anerkennungen oder berufliche Erfolge. Ungeachtet der Verknüpfung mit der Migrationssituation beschreibt Beck-Gernsheim (1989) Ende der 1980er Jahre, dass die Rolle der Mutter nicht nur für die grundlegende Versorgung der Kinder zuständig ist, sondern zudem für die Förderung jeglicher Lebensbereiche der Kinder (ebd.: 21). Als ‚mütterliche‘ Ängste und Sorgen beschriebene Gedanken um die Kinder verstärken sich in den Interviews durch die Migrationssituation und damit verbundener diskriminierender und ausschließender Erfahrungen und Antizipationen. Kinder im Zentrum des Interesses beeinflussen den biografischen Verlauf der Interviewpartnerinnen. Kindeswohl und Migrationsentscheidung in der Form spielt in der Literatur keine Rolle. In der bisherigen Erforschung von Mutterschaft und Migration wird vielmehr das Ankommen in der deutschen Gesellschaft und nicht der Migrationsprozess als Ganzes in den Blick genommen (vgl. Metz 2016: 20; Kaya 2009: 9; Heinemann 2014). Die Analyse der Erzählungen zeigt deutlich die Relevanz auf, das Prozesshafte der Migration in den Blick zu nehmen und sowohl das Erleben von Mutterschaft als auch Migrationserfahrungen breiter zu untersuchen. Die Erzählungen und Relevanzen migrierender Frauen und Mütter werden in bisherigen Arbeiten der Geschlechter- und Migrationsforschung nicht sichtbar genug (vgl. Herwartz-Emden 2022: 79). In der Analyse der Interviews lassen sich darüber hinaus Mehrfachbelastungen der Interviewpartnerinnen auch aufgrund der Kinder im Zentrum der Lebenswelt erkennen. Regina Becker-Schmidt (1996, 2008) entwickelte mit der ‚doppelten Vergesellschaftung der Frau‘ ein wichtiges Konzept der Geschlechterforschung, mit

dem sich verschiedene Doppelbelastungen in weiblichen Lebenswelten beschreiben lassen. An dieser Stelle stehen vor allem die Belastungen des Mutterseins durch die Doppelbelastung von Erwerbsarbeit und jeglicher familiärer und ‚mütterlicher‘ Fürsorgearbeiten im Blick. Frauen leisten demnach mehr notwendige Arbeit für Gesellschaft als Männer, was soziale Ungleichheiten im Geschlechterverhältnis reproduziert und verstärkt. Becker-Schmidts Konzept bietet eine sinnvolle Perspektive auf einen Ausschnitt der Erzählungen, wenn es um die Belastungen durch die alleinigen Verantwortlichkeiten im häuslichen Bereich und der Gleichzeitigkeit des erwerbstätigen Bereichs geht. Wie Iwona es beschreibt, kam sie mit Problemen der Erwerbstätigkeit im Kopf nach Hause, wo sie ihr ‚zweiter Job als Mama und Haushalt und Frau‘ erwartete (TS_Iwona_210810, Z. 627-628). Diese Belastungen führen in ihrem Fall zu einem starken Gefühl der Erschöpfung. In der Gesamtschau der Erzählungen erscheint Becker-Schmidts Konzept allerdings in gewisser Hinsicht als unzulänglich, dem Erlebten gerecht zu werden. Die Interviewpartnerinnen vereinbaren in ihrer Lebenswelt nicht nur ihre fürsorgende, unbezahlte Mutterschaft und Erwerbsarbeit, sondern auch ihren Migrationskontext und das Ankommen in der deutschen Gesellschaft – in der Rolle als verantwortliche Mutter. Diese Mehrfachbelastung durch die Migrationserfahrung zeigt entweder die Notwendigkeit einer Erweiterung des Konzepts, wie es Paula-Irene Villa (2011) mit dem Begriff der ‚Vielfache[n] Vergesellschaftung‘ (ebd.: 56) vorschlägt, und die Relevanz eines intersektionalen Blicks auf die Thematik auf. Eva Tolasch (2016) und Chiara Bonfiglioli (2020) fordern in der Erforschung des Konzepts Mutterschaft, die intersektionalen Verwobenheiten mit Differenzkategorien wie race, class, gender, Bildung, Herkunft oder Sexualität zu untersuchen und mindestens mitzudenken. In den Erzählungen ist in der Hinsicht besonders interessant, dass die Aufnahme einer Erwerbstätigkeit insbesondere bei Halina und Iwona als widerständige Praxis gegen den Fokus auf die Kinder in der Mutterrolle beschrieben wird. Vor dem Hintergrund der dadurch verursachten Mehrfachbelastung fällt auf, dass dennoch das sozusagen bekannte Mutterbild der Herkunftsgesellschaft bevorzugt wird. Das Loslösen von den ausschließlichen Fürsorgepraxen und der Verfügbarkeit wird durch die Gleichzeitigkeit von Care-Arbeit und Erwerbsarbeit gelöst. Erwerbsarbeit stellt für die Interviewpartnerinnen dabei einen sozialen Raum außerhalb der Familie dar. Dennoch kann mit Blick auf die Analyse argumentiert werden, dass die enge und intergenerationale Beziehung zu eigenen Kindern konstitutiv für die Mutterschaft zu sein scheint.

Das Erleben von Mutterschaft ist in den Erzählungen besonders dadurch geprägt, dass Mutterschaft nicht qua Weiblichkeit ‚einfach so‘ da ist. Im Prozess des Mut-

terwerdens werden Mutterschaften interaktiv und gesellschaftlich ausgehandelt und hergestellt, was durch die Migrationserfahrungen strukturiert wird. Die Interviewpartnerinnen sprechen auf verschiedene Weise über die Thematik. Zunächst wird durch die Analyse eine Ambivalenz zwischen den Erwartungen, Wünschen und Ansprüchen an ihre Mutterschaft und der tatsächlich erlebten Praxis nach der Geburt des ersten Kindes sichtbar. Auf der einen Seite beschreiben die Interviewpartnerinnen ihre Kinderwünsche, Vorstellungen von Mutterschaft als ultimative Erfüllung des Frauseins und ihre positiven Erwartungen an das Muttersein. Damit gehen Erwartungen der Einfachheit und des ‚Natürlichen‘ des Mutterseins einher. Die enge Verknüpfung von Weiblichkeit mit Mütterlichkeit, die sich in den Auffassungen der Interviewpartnerinnen zeigen, ist historisch gewachsen und so zeigt Karen Hausen (2007[1976]), dass der weibliche Geschlechtscharakter untrennbar mit Mütterlichkeit verbunden ist. Auch andere Autor*innen, die sich historisch mit der gesellschaftlichen Herstellung von Mutterschaft auseinandersetzen, verweisen auf das Konzept von Mutterschaft als ‚Natur‘ der Frau (vgl. Vinken 2001: 26; Tolasch 2016: 45f.; Thiessen 2019: 1141). Interessant ist, dass Iwona ihren Kinderwunsch als Ergebnis ihrer Vergesellschaftung in Polen sieht. Trotz des Propagierens eines emanzipierten Frauenbildes in den sozialistischen Staaten weisen Gysi und Meyer (1993) darauf hin, dass der Kinderwunsch als selbstverständlich weiblicher Wunsch in den sozialistischen Staaten dem Frauenbild entsprach (ebd.: 140, 162). Auch Herwartz-Emden (2022) zeigt auf, dass von ihren Interviewteilerinnen Mutterschaft als „inhärente[r] Bestandteil ihres ‚weiblichen Selbstkonzeptes‘“ (ebd.: 85) wahrgenommen wird. Auf der anderen Seite wird die frühe Phase des Mutterseins nach der Geburt des ersten Kindes als schockierende Realität beschrieben, die durch radikal empfundene Verantwortung, Bindung und Abhängigkeit vom Kind erlebt wird. Dabei spielt auch der Verlust der eigenen Freiheit und des ‚eigenen Lebens‘ durch die Geburt des Kindes eine Rolle. Wenn Halina über diese Zeit spricht, sagt sie „Das ist alles schön gewesen, solange die Kinder nicht da waren“ (TS_Halina_210713, Z. 104-105). Stark erlebt wird ein Bruch zwischen dem Leben vor der Mutterschaft und dem Leben mit Kindern. Vielfach wird von einem Verlust des ‚eigenen‘ Lebens – sozialer Kontakte, Berufs- und Bildungsmöglichkeiten oder Hobbys – gesprochen, der durch die uneingeschränkte Verantwortung und Verfügbarkeit für die Kinder bedingt ist. Interessant ist, dass scheinbar Mutterglück, Mutterliebe und Mütterlichkeit als Erwartungen oder Vorstellungen so stark gefühlt und wahrgenommen werden, dass diese Konzepte in den Erzählungen den Schwierigkeiten und Herausforderungen gegenüberstehen. Hiermit wird eine weitere Widersprüchlichkeit aufgemacht. An dieser Stelle lässt sich auf die Ausarbeitungen

zur Entwicklung der Konzepte von Mutterliebe und Mütterlichkeit von Yvonne Schütze (1986) oder Elisabeth Badinter (1988) hinweisen. Durch die Migration fällt das soziale Netz und die familiäre Unterstützung weg, was als besonders große Herausforderung wahrgenommen wird. Vor allem die Phase des Säuglingsalters bis Grundschulalter ist laut Halina und Iwona durch Unzufriedenheit und Überforderung geprägt. Dieser erlebten Ambivalenz und insbesondere der negativ empfundenen Realität nach der Geburt des ersten Kindes lässt sich mit dem Konzept der bereuten Mutterschaft von Orna Donath (2016) begegnen. Gerade im Rückblick auf die frühe Phase des Mutterseins formulieren besonders Iwona und Halina bereuende Momente des Mutterseins. Die Gegenüberstellung der (mütterlichen) Liebe für ihr(e) Kind(er) und der gleichzeitigen starken Überforderung über die Situation lassen sich angemessen mit Donaths Begriff fassen. Das Mutterwerden steht in den Interviews in Zusammenhang mit der Migrationssituation, durch die gewisse ‚Normalitäten‘ von Mutterschaft der Herkunftsgesellschaft und die Tradierung von mütterlicher Praxis gebrochen werden. Durch diesen Bruch erleben die Interviewpartnerinnen, dass Mutterschaft sowohl in kulturell-gesellschaftlichen als auch in intergenerationalen Kontexten hergestellt und verhandelt wird. Den Aspekt der kulturell-gesellschaftlichen Herstellung zeigt sich zunächst daran, dass die Migration nach Deutschland die Interviewpartnerinnen mit einer neuen Form von Mutterschaft konfrontiert. Die Erwartungen an das Muttersein und an die Art und Weise von jeglichen Fürsorgearbeiten wie der Haushaltsführung erschienen als neu. In den Erzählungen zeigt sich, dass Beobachtungen anderer Eltern und gesellschaftlicher Strukturen sowie wahrgenommene Verurteilungen von Nachbar*innen und sozialem Umfeld die Erwartungen an Mutterschaft vermittelten. Im Erleben der Interviewpartnerinnen brechen durch den Wechsel zwischen den gesellschaftlichen Systemen bis dahin selbstverständliche und als ‚normal‘ wahrgenommene Aspekte des Mutterseins auf. Die teils überraschenden Momente reichen bei Iwona von „komische[n] Gesichtern“ (TS_Iwona_210810, Z. 522) bezüglich ihrer Haushaltsführung, wenn sie bei den Nachbar*innen nach Salz fragt, bis zu anderen gesellschaftlichen Strukturen bezüglich der Kinderbetreuung, die eng mit der Mutterschaft verknüpft sind, wie es Diyana erlebt. Obwohl ihre Eltern aufgrund der fehlenden staatlichen Kinderbetreuung sich temporär in Deutschland aufhalten wollen, um sich um ihren Sohn zu kümmern, wird ihr diese Option durch gesellschaftspolitische Bestimmungen erschwert. Herwartz-Emden (1995) schreibt in ihrer Studie ebenso davon, dass die migrierten Frauen in Deutschland einerseits mit ‚neuen‘ Mutterschaftsbildern konfrontiert waren und andererseits die Vorstellungen ihrer Herkunftsgesellschaften immer Bezugspunkt im Erleben

darstellten (ebd.: 12; Herwartz-Emden 2022: 83). Weiter geht durch die Migration der alltägliche Austausch mit der Mutter- und Großmuttergeneration verloren, der – den Erzählungen folgend – mütterliche Praxis und Wissen ‚normal‘ herstellen würde. Es lässt sich der Analyse folgend argumentieren, dass Mutterschaft durch einen vergeschlechtlichen Tradierungsprozess zwischen Generationen hergestellt wird. Das Erlernen und Aushandeln von mütterlicher Praxis durch die Möglichkeit des intergenerationalen Austauschs wäre beispielsweise nach Iwonas Erzählung erleichtert gewesen. Der Tradierungsprozess wird allerdings nicht erst im Moment des eigenen Mutterwerdens ausgelöst, sondern spielt den Interviews folgend in der gesamten weiblichen Vergesellschaftung eine Rolle und beginnt mit dem Erleben der eigenen Kindheit, Weiblichkeiten und Mutterschaften. Herwartz-Emden (1995) weist ebenso darauf hin, dass durch die Migration entscheidende soziale Netzwerke und das Umfeld verloren geht, was zu einer zusätzlichen Belastung im Erleben von Mutterschaft führt (ebd.: 136ff.). Aufgrund der Kontrastierung in den Fällen, zeigt sich an dieser Stelle mit Anas Fall, dass die Herstellung von Mutterschaft als Praxis und Wissen insbesondere in der frühen aktiven Mutterphase passiert. Dadurch, dass durch die Migration gewisse Selbstverständlichkeiten und auch Normalitäten aufgebrochen werden und der intergenerationale Austausch verloren geht, wird deutlich, dass Muttersein eine Praxis darstellt, die nicht ‚einfach so‘ zu bewältigen ist. Das ‚zur Mutter werden‘ gibt einen entscheidenden Hinweis darauf, dass Mutterschaft nicht ‚natürlicherweise‘ weibliche Praxis und weibliches Wissen darstellt. In den Interviews zeigt sich, dass im Prozess des Mutterwerdens sich die Mutterschaft zudem durch die ständige Konfrontation mit Muttervorstellungen und -bildern und die Aushandlung dieser angeeignet wird. Besonders interessant ist, dass die Interviewpartnerinnen durch die Migration mit unterschiedlichen Ideen und Vorstellungen von Mutterschaft beschäftigt sind. In ihren Erzählungen verhandeln sie Unterschiede und Gemeinsamkeiten der Herkunftsländer und des Ankunftslandes und beschäftigen sich dabei mit der Frage, wie eine Mutter sein sollte. Dabei verorten sie sich selbst verhandelt, sowie eigene Wege entwickelt. Halina spricht beispielsweise davon, dass sie in der Praxis eine „Mischung“ aus einer als polnisch und einer als deutsch beschriebenen Vorstellungen von Mutterschaft verfolgte. Herwartz-Emden (1995) erkennt in ihrer Arbeit, dass es in der Auseinandersetzung mit den ‚neuen‘ Mutterbildern zwar zu Anpassungen an die Erwartungen kommt. Gleichzeitig lassen sich allerdings auch Kontinuitäten erkennen (ebd.: 12). Besonders eindrücklich ist in den Interviews die grundlegende Auseinandersetzung mit der Idee einer ‚guten‘ Mutter. An dieser Stelle möchte ich transparent machen, dass ich in den Interviews als letzte Frage nach einer

‚Traumvorstellung‘ einer perfekten Mutter fragte. Interessant ist allerdings, dass sich die Interviewpartnerinnen bereits in den davor ausgelösten Erzählungen mit ihren Vorstellungen von ‚guter‘ und ‚richtiger‘ Mutterschaft auseinandersetzten. Ebenso interessant ist, dass die Interviewpartnerinnen formulieren, dass es nicht das eine Bild einer ‚guten‘ Mutter gibt, sondern Mutterschaft immer abhängig von vielen Kontexten und Begebenheiten gesehen werden muss. Es lässt sich allerdings herausarbeiten, dass sie trotzdem einer Vorstellung von ‚guter‘ Mutterschaft folgen, die in allen Fällen ähnlich formuliert wird. Eine ‚gute‘ Mutter ist demnach liebend und liebevoll, (er)kennt alle Eigenschaften und Bedürfnisse ihrer Kinder und ist den Kindern ein gutes Beispiel. An dieser Stelle zeigt sich nochmal deutlich die Fokussierung auf die Kinder im Muttersein. Die tatsächliche Praxis der Mutterschaft richtet sich individuell nach den Kindern und ist auch dadurch kontextabhängig. Dieses Ergebnis vertiefen die Arbeiten über die Diskurse um ‚gute‘ Mutterschaft von z.B. Yvonne Schütze (1986) auch hinsichtlich des Erlebens von Mutterschaft in einem Migrationskontext. Das Bild der ‚guten‘ Mutter in der modernen Gesellschaft lässt sich insbesondere durch die Zentrierung auf die Bedürfnisse, Interessen, Wünsche und Förderungen Kinder beschreiben (vgl. z.B. Tolasch 2016; Beck-Gernsheim 1989). Deutlich wird durch die Interviews, dass Mutterschaft eben keine intuitive, ‚natürlich‘ weibliche Praxis darstellt, sondern immer gesellschaftlich, kulturell und intergenerational hergestellt wird.

Was im Analyseprozess zwischenzeitlich als wichtige Erkenntnis erschien, war die Relevanz von Klassenzugehörigkeit im Erleben von Mutterschaft. Im Laufe der Auswertung zeigte sich allerdings, dass Aspekte von Klasse gerade in der Kontrastierung der Fälle in bestimmten Themenbereichen eine Rolle spielen. An dieser Stelle möchte ich auf Beispiele der Analyse eingehen – zunächst anhand einer Interviewstelle mit Halina. Durch die Geburt des ersten Kindes drehte sich ihr Leben um 180 Grad. Dass sie als Mutter alleinverantwortlich für die Kinder war und immer zuhause bleiben musste, ist Halina zufolge nicht nur auf die spezifische Praxis von Mutterschaft zurückzuführen, sondern vor allem auf den Beruf ihres Partners und die finanziell schlechte Lage (vgl. TS_Halina_210713, Z. 85-94). Die Gründe für ihre prekäre Lage nach der Geburt des ersten Kindes sieht Halina einerseits in der beruflichen Auslastung ihres Partners in der Gastronomie und andererseits mit der damit verbundenen finanziellen Lage. Da sie selbst zu diesem Zeitpunkt keine Lohnarbeit finden konnte, musste ihr Partner so viel wie möglich arbeiten, um die Familie zu versorgen. Trotzdem reichte das Geld nicht für Entlastungen von Halinas Aufgaben als Mutter. In der Formulierung von Halina ergibt sich ein Bild, in dem aufgrund der Migration, der Geschlechter- und

Arbeitsverhältnisse sowie der prekären finanziellen Lage alltägliche Praxen und das Erleben durch Klassenzugehörigkeit strukturiert wurde. Interessant ist, dass sie an anderer Stelle eine Verknüpfung von ‚guter‘ Mutterschaft mit Klassenzugehörigkeit aufmacht. In den „reiche[n] Familien“ (TS_Halina_210713, Z. 732) beobachtet Halina andere Kapazitäten hinsichtlich der Mutterschaft. Mütter können sich weniger oder keine Erwerbsarbeit leisten und ihre Ressourcen für die Kinder aufwenden. Ihr Resümee ist dennoch, dass Klasse nicht allein eine ‚gute‘ Mutter ausmacht und sie von der Idee der einen ‚guten‘ Mutterschaft nicht überzeugt ist. Besonders auffällig wird im Vergleich der Fälle, dass sich Diyanas Erzählungen an verschiedenen Stellen deutlich von den anderen unterscheiden. Einerseits durch Aspekte wie ihre Biografie, Migrationserfahrung und -zeitpunkt oder berufliche Stellung und andererseits durch ihre Art des Erzählens. Die Migration nach Deutschland war für Diyana nicht in jeder Hinsicht mit einem Bruch in ihrem Leben verbunden. Ihrer Erwerbstätigkeit konnte sie in Deutschland ohne Unterbrechung nachgehen. So war sie auch in ihrer frühen Mutterphase erwerbstätig, beruflich sehr erfolgreich und finanziell unabhängig. In der Erziehung greift Diyana scheinbar auf pädagogische Ansätze zurück, die eine Nähe zur antiautoritären Erziehung vermuten lassen: dem Kind nichts verbieten, dem Kind alles erklären und selbst erfahren lassen, die Wohnung so gestalten, dass das Kind sich möglichst frei, ohne Verbote bewegen kann. Gleichzeitig war sie viel für ihr Kind da, nahm ihr Kind ernst (TS_Diyana_210810, Z. 119-136, 379-384). An diesen Erzählungen zeigen sich andere Kapazitäten und Ressourcen bei Diyana, auf die sie zurückgreifen kann, die ich in der Analyse mit Klassenzugehörigkeit in Verbindung bringe. Eine gewisse Abgrenzung zu einem möglicherweise stereotypen Bild einer migrierten Mutter, das Diyana in ihren Erzählungen aufmacht, durchzieht das Interview, was allerdings nur in der Gesamtschau des Interviews darzustellen ist. Limitationen dieser Arbeit werden unter anderem an dieser Stelle sichtbar. In der Auswertung im Rahmen der Masterarbeit konnte ich nicht angemessen darstellen, wie sich in der Kontrastierung der Fälle Klassenzugehörigkeit zumindest teilweise auf das Erleben und die Deutungen von Mutterschaft im Kontext von Migration auswirkt. In der Annäherung an die Forschungsfrage wurden die Gemeinsamkeiten und Muster in den vier Erzählungen letztlich relevant und Aspekte von Klassenzugehörigkeit nicht derart zentral, wie zwischenzeitlich vermutet.

7 Fazit

Der Ausgangspunkt dieser Arbeit war das Interesse am Erleben und den Deutungen von Mutterschaft, die durch eine Migrationserfahrung in den 1980er und 1990er Jahren von einem sozialistischen europäischen Staat in die BRD bzw. nach Deutschland als kapitalistische und demokratische Gesellschaft geprägt sind. Dabei ging ich der Frage nach, wie sich das Erleben von Mutterschaft im Kontext von Migration aus (ehemals) sozialistischen Ländern Europas nach Deutschland gestaltet. Mit dem Forschungsthema war das Ziel, die Erzählungen, Deutungen und Positionen von migrierten Müttern sichtbar zu machen. In der Auswertung des Datenmaterials ergaben sich Konzepte und Kategorien, die sich schrittweise zu den Ergebnissen und der Beantwortung der Forschungsfrage entwickelten. Als geteilte Lebenswelt meiner Interviewpartnerinnen rahmt die *postsozialistische Erfahrung* das Erleben der Mütter. Darunter verstehe ich die Vergesellschaftung und Sozialisation meiner Interviewpartnerinnen in ihren sozialistischen Herkunftsländern, die sie einerseits in ihrer weiblichen Erfahrung und ihren Vorstellungen von Mutterschaft prägten und andererseits durch Beschränkungen von Freiheiten bestimmt waren. Hinzu kommt der Blick auf die sozialistischen Staaten aus räumlicher und ‚geistiger‘ Distanz nach ihrer Migration, der einen Vergleich der Lebenswelten ermöglicht. Bisherige Literatur beleuchtet das Erleben von Mutterschaft nicht in Bezug auf die postsozialistische Erfahrung. Als weiteres Ergebnis der Arbeit lässt sich zeigen, dass sich die Mütter in ihrem *Leben nach dem Kindeswohl ausrichten*, was ihre Mutterschaft und die Migrationserfahrung prägt. Die Fokussierung auf das Kindeswohl durch eine fürsorgende, fördernde und damit ‚gute‘ Mutter zeigt sich bereits in der historischen Aufarbeitung. Die Rolle der Migrationserfahrung wird allerdings erst durch die Interviews sichtbar. Die Migration wird implizit und explizit die Hoffnung auf ein besseres, ‚freieres‘ und erfolgreicher Leben ihrer Kinder beschrieben. Die Interviewpartnerinnen müssen nicht nur ihre Mutterschaft als solche und Erwerbsarbeit miteinander vereinbaren, sondern zusätzlich ihren Migrationskontext. Wie eingangs schon erwähnt, bestätigt sich der Bedarf nach intersektionalen Perspektiven auf das Thema. Das Erleben von Mutterschaft im Kontext von Migrationserfahrung ist verwoben mit anderen Differenzkategorien wie Herkunft, Klasse oder Bildung. In den Erzählungen lässt sich herausarbeiten, dass Mutterschaft *keine ‚natürlich‘ weibliche Praxis* ist, sondern sich kontinuierlich herstellt. Interessant ist, dass die Interviewpartnerinnen erst durch ihr Mutterwerden erkannten, dass sie das Muttersein erlernen müssen. Das zeigt sich zunächst an einer Ambivalenz zwischen der Erwartung an Mutterschaft – in der Vorstellung

einer einfachen, intuitiven und vor allem schönen Situation – und der tatsächlich erlebten Praxis nach der Geburt des ersten Kindes. Durch die Migration wird ein Bruch mit den Selbstverständlichkeiten von Mutterschaft verbunden. Im Prozess des Mutterwerdens spielt in den Erzählungen daher die Konfrontation mit (,neuen‘) Mutterbildern in der deutschen Gesellschaft eine Rolle. Dieser Kontext verdeutlicht, dass Mutterschaften sowohl kulturell und gesellschaftlich sowie intergenerational hergestellt werden.

Mit Blick auf die Analysen dieser Arbeit verdeutlicht sich, wie komplex und vielschichtig sich das Erleben von Mutterschaft im Kontext der spezifischen Migrationserfahrung darstellt. Verschiedene Aspekte der Auswertung konnten im Rahmen dieser Arbeit nicht tiefgehend genug bearbeitet werden. In Bezug auf die postsozialistische Erfahrung als geteilte Lebenswelt der Interviewpartnerinnen wäre es beispielsweise weiterführend interessant, diese vor der Folie theoretischer und zeitdiagnostischer Arbeiten zu gesellschaftlichen Transformationsprozessen zu diskutieren. Die Erzählungen der Interviewpartnerinnen könnten dabei vor größeren Transformationen betrachtet werden. Einerseits stehen die Umwälzungen nach dem Zerfall der sozialistischen europäischen Staaten und zunehmenden Etablierung marktwirtschaftlicher und kapitalistischer Gesellschaften eng in Verbindung mit Fragen nach Geschlechtlichkeit und Geschlechterverhältnissen. Andererseits scheinen die Transformationsprozesse im Zuge von Neoliberalisierung und spätkapitalistischer Gesellschaft auf das Erleben von Mutterschaft aus (post)sozialistischer Perspektive zu wirken¹⁸. Mit der Beobachtung, dass Klassenzugehörigkeiten das Erleben von Mutterschaft im Migrationskontext strukturieren, wird die Dringlichkeit der intersektionalen Betrachtung des Themas deutlich. Eine eindimensionale Betrachtung von Themen stößt immer an ihre Grenzen, wenn nicht intrinsische Verwobenheiten mit weiteren Dimensionen betrachtet werden. Das zeigt sich daran, dass der alleinige Fokus auf Klasse keine sinnvollere Herangehensweise darstellen würde, da sich schon hier die Überschneidungen mit Geschlecht und Herkunft bzw. der Migrationserfahrung zeigt. Eine mehrdimensionale und intersektionale Herangehensweise ist in der empirischen Umsetzung allerdings herausfordernd und letztlich würde selbst da eine Entscheidung hinsichtlich der betrachteten Kategorien getroffen werden, die wiederum wichtige Aspekte auslassen muss. Bereits in der Konzeptionalisierung dieser Arbeit fielen die methodischen Schwierigkeiten auf, mit dem Interesse an Mutterschaft *und* Migration zwei Dimensionen und deren Verwobenheiten in der Untersuchung gerecht zu werden. Durch die

¹⁸ Mögliche weiterführende Literatur wären z.B. Vlasta Jalušič (1997), Ute Luise Fischer (2008), Birgit Sauer (2009) oder Brigitte Bargetz und Birgit Sauer (2010).

Fokussierung auf das Erleben von Mutterschaft und das Setzen der Migration als Rahmen der Untersuchung konnte diese Arbeit ihrem Anspruch dennoch gerecht werden. Sichtbar wurde dadurch, dass nicht in jeder Erzählung und in jedem Erleben verschiedene Dimensionen gleichzeitig und gleich stark erlebt werden. Hinsichtlich einer angemessenen Erforschung der Thematik aus intersektionaler Perspektive bedarf es dringend weiterer Literatur und guter Ideen der Umsetzung dieser Perspektiven.

Literatur

- Angenendt, Steffen/Fischer, Andrea/Morokvasic, Mirjana 1994: Die Ost-West-Wanderungen als Thema der politischen und wissenschaftlichen Debatten in Frankreich und Deutschland. In: Morokvasic, Mirjana/Rudolph, Hedwig (Hrsg.): Wanderungsraum Europa. Menschen und Grenzen in Bewegung. Berlin, 81-109.
- Aulenbacher, Brigitte/Lutz, Helma/Schwiter, Karin 2021: Gute Sorge ohne gute Arbeit? Live-in-Care in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Weinheim.
- Badinter, Elisabeth 1988: Die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jh. bis heute. München.
- Baerwolf, Astrid 2014: Kinder, Kinder! Mutterschaft und Erwerbstätigkeit in Ostdeutschland. Eine Ethnografie im Generationenvergleich. Göttingen.
- Becker-Schmidt, Regina 1996: Früher–später; innen–außen. Feministische Überlegungen zum Ideologiebegriff. In: Zeitschrift für kritische Theorie (2)3, 27–52.
- Becker-Schmidt, Regina 2008: Doppelte Vergesellschaftung von Frauen. Divergenzen und Brückenschläge zwischen Privat- und Erwerbsleben. In: Becker, R./Kortendiek, B. (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie, Wiesbaden, 65–74.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth 1989: Vom Geburtenrückgang zur Neuen Mütterlichkeit? Über private und politische Interessen am Kind. Frankfurt am Main.
- Berger, Roni 2015: Now I see it, now I don't. Researcher's Position and Reflexivity in Qualitative Research. In: Qualitative Research 15(2), 219–234.
- Bernstein, Julia 2005: Transmigration und Kapitalismus. Migrantinnen und Migrantinnen aus der ehemaligen Sowjetunion und ihre Erfahrungen in Deutschland. In: PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft 35(3), 407-422.

- Beyme, Klaus von 2020: Migrationspolitik. Über Erfolge und Misserfolge. Wiesbaden.
- Biermann, Ingrid 2002: Die einfühlsame Hälfte. Weiblichkeitsentwürfe des 19. und frühen 20. Jahrhunderts in Familienratgebern und Schriften der Frauenbewegung. Bielefeld.
- Bonfiglioli, Chiara 2020: Women and Industry in the Balkans. The Rise and Fall of the Yugoslav Textile Sector. London/New York.
- Breckner, Roswitha 2003: Migration – eine ‚einschneidende‘ Lebenserfahrung? Biographische Bezüge zu europäischen Ost-West-Wanderungen. In: Frölich, Margrit/Messerschmidt, Astrid/Walter, Jörg (Hrsg.): Migration als biographische und expressive Ressource. Beiträge zur kulturellen Produktion in der Einwanderungsgesellschaft. Frankfurt am Main, 15-32.
- Breckner, Roswitha 2009: Migrationserfahrung – Fremdheit – Biografie. Zum Umgang mit polarisierten Welten in Ost-West-Europa. Wiesbaden.
- Breuer, Franz/Muckel, Petra/Dieris, Barbara 2019: Reflexive Grounded Theory. Eine Einführung in die Forschungspraxis. Wiesbaden.
- Diehl, Sarah 2014: Die Uhr, die nicht tickt. Kinderlos glücklich. Eine Streitschrift. Zürich
- Donath, Orna 2016: *#regretting motherhood*. Wenn Mütter bereuen. München.
- Erel, Umut/Morokvasic, Mirjana/Shinozaki, Kyoko 1994: Introduction. Bringing Gender into Migration. In: dies. (Hrsgl.): Crossing Borders and Shifting Boundaries. Vol. I: Gender on the Move. Opladen, 9-22.
- Gray, Lisa M./Wong-Wylie, Gina/Rempel, Gwen R./Cook, Karen 2020: Expanding Qualitative Research Interviewing Strategies. Zoom Video Communications. In: The Qualitative Report 25(5), 1292-1301.
- Gysi, Jutta/Meyer, Dagmar 1993: Leitbild. Berufstätige Mutter – DDR-Frauen in Familie, Partnerschaft und Ehe. In: Helwig, Gisela/Nickel, Hildegard M. (Hrsg.): Frauen in Deutschland 1945-1992. Berlin, 139-165.
- Haller, Lisa Yashodhara/Schlender, Alicia 2022 (Hrsg.): Handbuch Feministische Perspektiven auf Elternschaft. Opladen.
- Hausen, Karin 2007[1976]: Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Conze, Werner (Hrsg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Stuttgart, 363-393.

-
- Heinemann, Alisha B. M. 2014: Teilnahme an Weiterbildung in der Migrationsgesellschaft. Perspektiven deutscher Frauen mit „Migrationshintergrund“. Bielefeld.
- Helfferich, Cornelia 2009: Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews. Wiesbaden.
- Helwig, Gisela 1993: Einleitung. In: Helwig, Gisela/Nickel, Hildegard M. (Hrsg.): Frauen in Deutschland 1945-1992. Berlin, 9-21.
- Herwartz-Emden, Leonie 1995: Mutterschaft und weibliches Selbstkonzept. Eine interkulturell vergleichende Studie. Weinheim/München.
- Herwartz-Emden 2022: Mutterschaft im interkulturellen Vergleich. In: Haller, Lisa Yashodhara/Schlender, Alicia (Hrsg.): Handbuch Feministische Perspektiven auf Elternschaft. Opladen, 79-90.
- Herwartz-Emden, Leonie/Warburg, Wiebke 2008: Mutterschaft und Mutterbilder. Migrantinnen im Spannungsfeld der Vereinbarkeit von Familie und Beruf. In: FORUM. Sexualaufklärung und Familienplanung 3, 11-16.
- Herzog, Dagmar 2005: Die Politisierung der Lust. Sexualität in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts. München.
- Kaya, Asiye 2009: Mutter-Tochter-Beziehungen in der Migration. Biographische Erfahrungen im alevitischen und sunnitischen Kontext. Wiesbaden.
- Kraler, Albert/Parnreiter, Christof 2005: Migration Theoretisieren. In: PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft 35(3), 327-344.
- Krüger-Kirn 2022: Mutterschaft. In: Haller, Lisa Yashodhara/Schlender, Alicia (Hrsg.): Handbuch Feministische Perspektiven auf Elternschaft. Opladen, 13-26.
- Lutz, Helma/Amelina, Anna 2017: Gender, Migration, Transnationalisierung. Eine intersektionelle Einführung. Bielefeld.
- Malich, Lisa/Weise, Susanne 2022: Historische Mutterschaftsdiskurse. In: Haller, Lisa Yashodhara/Schlender, Alicia (Hrsg.): Handbuch Feministische Perspektiven auf Elternschaft. Opladen, 39-57.
- Mead, Margaret 1958: Mann und Weib. Das Verhältnis der Geschlechter in einer sich wandelnden Welt. Hamburg.
- Mecheril, Paul/Thomas-Olalde, Oscar/Melter, Claus/Arens, Susanne/Romaner, Elisabeth 2013: Migrationsforschung als Kritik? Erkundung eines epistemischen Anliegens in 57 Schritten. In: dies. (Hrsg.): Migrationsforschung als Kritik? Spielräume kritischer Migrationsforschung. Wiesbaden, 7-55.

- Metz, Marina 2016: Migration – Ressourcen – Biographie. Eine Studie über Zugewanderte aus der ehemaligen Sowjetunion. Wiesbaden.
- Morokvasic, Mirjana 1984: Birds of Passage are also Women... In: The International Migration Review 18(4), 886-907.
- Morokvasic, Mirjana 2003: Transnational Mobility and Gender. A View from Post-Wall Europe. In: Morokvasic-Müller, Mirjana/Erel, Umut/Shinozaki, Kyoko (Hrsg.): Crossing Borders and Shifting Boundaries. Vol. I: Gender on the Move. Opladen, 101-133.
- Morokvasic, Mirjana 2004: "Settled in Mobility". Engendering Post-Wall Migration in Europe. In: Feminist Review 77(77), 7-25.
- Morokvasic, Mirjana/Rudolph, Hedwig 1994: Einleitung. In: dies. (Hrsg.): Wanderungsraum Europa. Menschen und Grenzen in Bewegung. Berlin, 11-27.
- Peukert, Almut/Teschlade, Julia/Wimbauer, Christine/Motakef, Mona/Holzleithner, Elisabeth (Hrsg.) 2020: Elternschaft und Familie jenseits von Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit. Opladen.
- Przyborski, Aglaja/Wohlrab-Sahr, Monika 2014: Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch. München.
- Rich, Adrienne 1986: Of Woman Born. Motherhood as Experience and Institution. New York, NY.
- Rosenthal, Gabriele 2015: Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung. Weinheim.
- Schadler, Cornelia 2016: Intensive Mutterschaft. Subjektivierungs- und Polyvidualisierungsprozesse in der Erziehung. In: Tolasch, Eva/Seehaus, Rhea (Hrsg.): Mutterschaften sichtbar machen. Sozial- und kulturwissenschaftliche Beiträge. Opladen, 155-168.
- Schmidt, Christiane 2003: Analyse von Leitfadeninterviews. In: Flick, Uwe/von Kardoff, Ernst/Steinke, Ines (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek, 447-456.
- Schütze, Yvonne 1986: Die gute Mutter. Zur Geschichte des normativen Musters „Mutterliebe“. Bielefeld.
- Schulz, Marlen/Ruddat, Michael 2012: "Let's talk about sex!" Über die Eignung von Telefoninterviews in der qualitativen Sozialforschung. In: Forum Qualitative Sozialforschung 13 (3). Online unter: <https://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1758> (Letzter Zugriff: 26.01.2022).

-
- Speck, Sarah 2014: Mütter ohne Grenzen. Paradoxien verberuflichter Sorgearbeit am Beispiel der SOS-Kinderdörfer. Wiesbaden.
- Speck, Sarah 2019: Mutterschaft. In: Gender Glossar. Online unter: <https://gender-glossar.de/m/item/97-mutterschaft> (Letzter Zugriff: 26.08.2021).
- Strübing, Jörg 2013: Qualitative Sozialforschung. Eine komprimierte Einführung für Studierende. München.
- Thiessen, Barbara 2019: Mutterschaft: zwischen (Re-)Naturalisierung und Diskursivierung von Gender und Care. In: Kortendiek, Beate/Riegraf, Birgit/Sabisch, Katja (Hrsg.): Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung. Wiesbaden, 1141-1149.
- Thiessen, Barbara/Villa, Paula-Irene 2008: Die „Deutsche Mutter“ – ein Auslaufmodell? Überlegungen zu den Codierungen von Mutterschaft als Sozial- und Geschlechterpolitik. In: Brunner, José (Hrsg.): Mütterliche Macht und väterliche Autorität. Elternbilder im deutschen Diskurs. Göttingen, 277-292.
- Tolasch, Eva 2016: Die protokollierte gute Mutter in Kindstötungsakten. Eine diskursanalytische Untersuchung. Wiesbaden.
- Tolasch, Eva/Seehaus, Rhea 2016: Einleitung – Ein Plädoyer für (mehr) Mutterschaftsforschung. In: dies. (Hrsg.): Mutterschaften sichtbar machen. Sozial- und kulturwissenschaftliche Beiträge. Opladen, 9-21.
- Toppe, Sabine 2022: Mutterschaft und Prekarität. In: Haller, Lisa Yashodhara/Schlender, Alicia (Hrsg.): Handbuch Feministische Perspektiven auf Elternschaft. Opladen, 91-101.
- Unabhängige Kommission „Zuwanderung“ 2001: Zuwanderung gestalten. Integration fördern. Berlin.
- Villa, Paula-Irene 2011: Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper. Wiesbaden.
- Vinken, Barbara 2001: Die deutsche Mutter. Der lange Schatten eines Mythos. München/Zürich.
- Wihtol de Wenden, Catherine 1994: Europa als Schnittpunkt von Migrationsströmungen aus dem Osten und dem Süden. In: Morokvasic, Mirjana/Rudolph, Hedwig (Hrsg.): Wanderungsraum Europa. Menschen und Grenzen in Bewegung. Berlin, 62-73.
- Wippermann, Carsten 2015: 25 Jahre Deutsche Einheit. Gleichstellung und Geschlechtergerechtigkeit in Ostdeutschland und Westdeutschland. (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Hrsg.), Berlin. Online unter:

<https://www.bmfsfj.de/resource/blob/93168/8018cef974d4ecaa075ab3f46051a479/25-jahre-deutsche-einheit-gleichstellung-und-geschlechtergerechtigkeit-in-ostdeutschland-und-westdeutschland-data.pdf> (Letzter Zugriff: 11.01.2022).

Wirz, Eugenie 2021: Care-Arbeit und Familie transnational. Rekonstruktionen sozialer Netzwerke ukrainischer Arbeitsmigrantinnen. Wiesbaden.